

## **Ergänzungen zum „Kaleidoskop“**

Im Jahre 2011 habe ich ein Buch mit dem Titel „Kaleidoskop der Mächtigen“ veröffentlicht. Untertitel: „Randglossen zu überlieferten Mythen und Episoden der Geschichte“ (ISBN 978-3-86386-133-9). Inhalt des Buches sind 82 Kurzgeschichten über weltliche Herrscher von der Zeit Alexander des Großen bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Damals musste ich mich für eine Auswahl entwerfener Kurzgeschichten entscheiden. Nun fielen mir jene wieder in die Hände, die ich damals nicht in die Sammlung aufgenommen habe. Beim Lesen kam mir der Gedanke, dass es vielleicht schade ist, dass sie nur in meinem PC versauern. Es könnten sich auch Interessenten für diese Kurzgeschichten finden. Hier sind die Ergänzungen mit vollem Text.

G.P.

## Inhaltsverzeichnis

Wenn (Alexander der Große)	3
In der Nähe der Mächtigen lebt man gefährlich (Alexander der Große)	5
Undank (Demetrius Polioketes)	11
Größe (Caesar)	12
Meister der Selbstinszenierung (Caesar)	14
Gehorsamsverweigerung kann teuer werden (Friedrich I.)	17
Ein lernfähiger Analphabet (Dschingis Khan)	18
Staatsräson und sexuelle Lust (Philipp II.)	20
Kein Dummkopf (Ludwig XIV.)	24
Die Legende vom Zar und Zimmermann (Peter der Große)	28
Die Tafelrunde. Oder: die Hassliebe (Friedrich II.)	34
Ein Bild des Jammers (Friedrich II.)	39
Der Landwirt Caprera (Garibaldi)	41
Der Geburtshelfer (Bismarck)	44
Ein Missverständnis (Bismarck)	47
Die steile Karriere eines Arbeiterführers (Ebert)	50
Zufall und List als Schrittmacher der Geschichte (Atatürk)	61

## **Wenn!**

*(Alexander der Große 356 – 323 V. Chr.)*

*Nach dem Tode König Philipps II. von Makedonien im Sommer 336 v. Chr. folgte sein Sohn Alexander ihm nicht nur auf dem Thron, sondern übernahm auch dessen Pläne für einen Perserfeldzug. Da als Vorwand für den Krieg die Begründung herhalten sollte, Rache zu nehmen für die Verwüstung Griechenlands durch die Perser vor mehr als hundertvierzig Jahren und er die Teilnahme der Griechen brauchte, ging der junge Alexander zuerst daran, die von seinem Vater durchgesetzte Hegemonie über die Mehrzahl griechischen Stadtstaaten, die ins Wanken geraten war, wiederherzustellen. Das erreichte er durch ein geschicktes Manövrieren mit einem Gemisch aus Verhandlungen, Drohungen und Einsatz massiver militärischer Gewalt. Nur Sparta hielt sich trotzdem abseits. Der Legende nach sandte Alexander den Spartanern folgende bedrohliche Nachricht: „Wenn ich euch besiegt habe, werden eure Häuser brennen, eure Städte in Flammen stehen und eure Frauen zu Witwen.“*

*Die sparsamen Spartaner übermittelten ihm eine lakonische Antwort: „Wenn!“*

Es ist nicht bekannt, ob Alexander diese Antwort spaßig fand, aber auf jeden Fall scheint er vor dem Stolz und dem Selbstbewusstsein der Spartaner Respekt gehabt zu haben, denn er reagierte vorerst nicht in der Weise wie gegen das widerspenstige Theben, das er 335 v. Chr. auslöschte und seine Einwohner in die Sklaverei verkaufen ließ. Aber Mächtige ähneln meist den Elefanten: Sie vergessen nichts. Als die Spartaner Jahre später unter ihrem König Agis die Griechen zu einem Aufstand bewegen wollten, um Alexanders Joch abzuschütteln, schickte dieser seinen Feldherren Antipater, der im Herbst 331 v. Chr. die spartanischen Truppen vernichtend schlug, noch bevor ein Aufstand ausbrechen konnte. Athen,

das sich gerne als Vorkämpferin eines freien Griechenlands darstellte, hatte übrigens im Interesse seiner Handelsgeschäfte die Spartaner eifertig bei Alexander denunziert. Soweit zur Solidarität des Blutes.

## **In der Nähe der Mächtigen lebt man gefährlich**

(Alexander der Große)

*Im Herbst des Jahres 328 v. Chr. weilte Alexander der Große in Marakanda und gab wie oft ein Gastmahl für seine Freunde und engsten Kampfgefährten. Unter den Gästen befand sich auch sein Freund Kleitos, der ihm in der Schlacht am Fluss Granikos das Leben gerettet und sich so im Kampf bewährt hatte, dass ihm an der Seite von Alexanders Liebling Hephaistion die Hälfte der ruhmreichen makedonischen Adelsreiterei unterstellt worden war.*

*Kleitos war nicht nur ein tapferer, sondern auch ein eigenwilliger Offizier. Im Stillen ärgerte er sich über einige Züge der Politik Alexanders, zum Beispiel über die immer gleichberechtigtere Behandlung der Perser im Heer und die nach seiner Meinung damit verbundene zunehmende Missachtung von Leistungen der alten, ruhmreichen Gardesoldaten Makedoniens. Erbost war er auch darüber, dass Alexander sich immer mehr als Sohn des Gottes Ammon/Zeus und nicht seines leiblichen Vaters Philipp darstellte, nach und nach persische Hofsitte einführte und sich persisch kleidete. Solche Meinungen teilten übrigens viele seiner Gefährten. Persönlich kam bei Kleitos hinzu, dass er gerade erfahren hatte, dass er zum Satrapen eines entlegenen Gebietes ernannt, also vom Führungsstab des Heeres entfernt werden sollte, was er als Degradierung empfand. Bei diesem abendlichen Trinkgelage entlud sich Kleitos' angestauter Groll und es kam zu einem heftigen Streit zwischen Alexander und ihm.*

*Anlass hierfür wurden Auseinandersetzungen um Philipp und von Alexander angestachelte Spottlieder auf Offiziere, die angeblich gegen den baktrischen Adligen Spitamenes, der gerade einen Aufstand gegen Alexander geführt hatte, versagt hätten. Alexander ließ sich, anscheinend erhitzt vom*

Wein, dazu treiben, auch Kleitos der Feigheit zu bezichtigen. Dieser explodierte und blieb die Antwort nicht schuldig: „Diese Feigheit, Göttersohn, hat dich einst am Granikos gerettet. Durch das Blut der Makedonen und durch diese Wunden bist du so groß geworden, dass du Philipp verleugnest und dich dem Ammon zum Sohn aufdrängst.“ Einmal in Rage geraten, schleuderte er nach dem Bericht von Plutarch dem Alexander während des Streites auch entgegen: „Wir haben (...) nicht viel Freude, Alexander, (...) und wir preisen diejenigen glücklich, die schon gestorben sind, ehe sie sehen müssen, wie Makedonen mit persischen Ruten gezüchtigt werden und wir uns an Perser wenden müssen, um vor unseren König treten zu können.“ Alexander möge in Zukunft nicht mehr freie Männer an seine Tafel laden, sondern Barbaren und Sklaven, die den Saum seines Gewandes küssen, fußfällig werden und seinen persischen Gürtel anbeten.

Wutentbrannt wollte sich Alexander mit seiner Waffe auf Kleitos stürzen, aber Anwesende verhinderten das und wirkten beruhigend auf ihn ein. Kleitos war inzwischen von seinen Gefährten aus dem Raum gedrängt worden, kehrte aber nach kurzer Zeit zurück und wollte den Streit fortführen. Schon nach den ersten Worten des Aufsässigen riss Alexander einem Wachhabenden den Speer aus der Hand, schleuderte ihn auf Kleitos, der tödlich getroffen wurde.

Angeblich hat Alexander danach die Waffe gegen sich gerichtet, durch die Gefährten sei er am Selbstmord gehindert worden. Danach zog er sich jammernd in sein Zelt zurück, reumütig immer wieder den Namen des Kleitos rufend und drei Tage lang habe er keinen seiner Gefolgsleute mehr zu sich gelassen. Erst als die Heeresversammlung postum das Opfer Kleitos zum Schuldigen erklärte und Hofastrologen mit Traumdeutungen begründeten, dass dieses Schicksal dem Kleitos schon lange von den Göttern vorbestimmt gewesen sei, beendete der König seine Trauer.

*Pflichtschuldig opferte er dem Gott Dionysios, denn er sah jetzt ein, dass die Tat dessen Zorn zuzuschreiben war.*

\*

Eine bedauerliche Tat, aber verständlich: Der Alkohol kann auch großen Männern zu schaffen machen. Müssen wir die Tat Alexanders nicht ebenso menschenfreundlich beurteilen wie heute manche Gerichte, die jemandem, der einen Mitbürger zu Tode gebracht hat, mildernde Umstände zubilligen, weil er zur Tatzeit betrunken war?

Eine solche Naivität kann allerdings auch tödlich sein oder zumindest zur problematischen Beurteilung von Geschichte verführen, insbesondere von Handlungen berühmter Helden. Solcher Mord ist natürlich ein schmutziger Fleck auf der Weste jedes strahlenden Helden. Also interpretierte ein Teil der Historiker ihn gewissermaßen als Unfall, schuld seien die zunehmenden Alkoholexzesse des Königs. – Alexander ein unzurechnungsfähiger Trinker? Das ist absurd. Wer erobert ein riesiges Weltreich, gewinnt unzählige Schlachten mit strategischem Gespür und beherrscht ein Heer aus einem Völkergemisch mit all den damit verbundenen Konflikten und Widersprüchen? Das konnte nur ein Mensch von überragender Intelligenz und unerhörter, zielbewusster Tatkraft bewältigen.

Gehen wir von einem solchen Alexander aus, so liegt die logischere Erklärung für diesen Mord darin, dass Kleitos ganz gezielt von Alexander provoziert und als Opfer bewusst ausgesucht worden war. Rein äußerlich fällt an der Szenerie dieses Mordes auf, dass Alexander den Kleitos nicht auf dem Höhepunkt des Streites tötete, sondern irgendwie im Nachtrab nach einer Beruhigungsszene. Übergehen wir einmal, ob es möglich ist, sich selbst mit einem Speer zu töten. Die rührselige Jammerszene eines kampferprobten Feldherrn am Schluss ist auch nicht so recht glaubhaft. Eher verschleiert sie ein eiskaltes Kalkül. Ein genauerer Blick auf Alexanders Werdegang zeigt, dass er nie Skrupel hatte, altgediente Offiziere und

sogar Freunde skrupellos kaltzustellen oder sogar zu vernichten, wenn sie ihn kritisierten oder schon, wenn sie ihm nicht ausreichend huldigten. Dabei bediente er sich auch in anderen Fällen recht dubioser Methoden. So wurde im Jahre 330 v. Chr. eine merkwürdige Verschwörung zur Ermordung Alexanders aufgedeckt, mit dem Ergebnis, dass zwei der prominentesten Makedonier ihr Leben verloren: Philothes, der damalige Kommandeur der Hetairenreiterei, und sein Vater Parmenion, der wohl verdienstvollste Feldherr der Könige Philipp und Alexander. Angeblich hatte Philothes Kenntnis von einer Verschwörung, angeführt von einem Mann namens Dimnos, der wegen persönlicher Kränkungen durch Alexander diesen ermorden wollte. Philothes hatte wohl Kenntnis von Missstimmungen, vielleicht auch von konkreten Drohungen, nahm sie jedoch nicht ernst und erstattete keine Meldung. Seine Passivität wurde als stillschweigende Zustimmung und Beteiligung an der Verschwörung gewertet. Er wurde zum Tode verurteilt.

Nicht ganz zufällig war es wohl, dass zu dieser Zeit im Heer eine große Unzufriedenheit herrschte. Vielen Soldaten und Offizieren dauerten die Feldzüge zu lange, die Anforderungen reichten oft an die Grenze des Erträglichen und das Vagabundieren im fernen Asien erstickte immer mehr Hoffnungen auf Wiederkehr in die Heimat. Viele Soldaten und Offiziere plädierten für die Beendigung der schier unendlichen Feldzüge. Philothes neigte offensichtlich auch zu solchen Auffassungen und musste dafür büßen. Alexander gab sich nicht mit dem Tode des Philothes zufrieden, sondern schickte auch Meuchelmörder zu seinem verdienstvollen und im Heer beliebten Feldherrn Parmenion. Der war für Alexanders Macht auch zum Unsicherheitsfaktor geworden, nicht weil er in irgendeinen Zusammenhang mit einer Verschwörung gebracht werden konnte, sondern allein deshalb, weil jener der Vater des Philothes war. Nach dieser



Säuberungsaktion haben ganz sicher andere Soldaten und Offiziere Abstand davon genommen, weiter defätistische Äußerungen zu wagen.

Wie wenig Alexander auf vergangene „Verdienste“ Rücksicht nahm, offenbarte sich auch in der sogenannten Knabenverschwörung. Diese „Knaben“ bildeten so etwas wie eine Leibgarde des Königs. Sie bestand aus Fürstensöhnen, die am Hofe für künftige militärische und Verwaltungsaufgaben ausgebildet wurden. Einer dieser Pagen, Hermolaos, hatte bei einer Jagd einen Eber vor dem König erledigt. Da der erste Wurf dem König zukam, wurde er gezüchtigt und ihm sein Pferd genommen. Er soll aus Rache dafür die Absicht gehabt haben, den König im Schlaf zu ermorden. Hier ist nicht von Interesse, ob diese rührselige Geschichte sich so zugegetragen hat und dass die angeblich schuldigen Knaben zur Strafe gesteinigt wurden. In unserem Zusammenhang ist interessanter, dass einer der Lehrer der Knaben, der Historiograf Kallisthenes, ebenfalls verhaftet wurde, obgleich er mit der Verschwörung nichts zu tun hatte. Diesen Kallisthenes, ein Neffe des Aristoteles (der ein Lehrer des Alexander gewesen war), hatte Alexander sozusagen als Hofhistoriker mit auf die Feldzüge genommen und der machte sich auch sehr verdient mit Lobhudeleien über Alexander und seine Taten. Seine blumigen Berichte haben nicht wenig zum Ruhme Alexanders in den Geschichtsbüchern beigetragen. Nur einmal löckte er wider den Stachel. Als Alexander an seinem Hofe den bei persischen Großkönigen üblichen Fußfall (Proskynese, als Zeichen sklavischer Unterwürfigkeit und göttlicher Verehrung) auch für die Makedonier einführen wollte, verweigerte Kallisthenes den Gehorsam, da er das als für Griechen und freie Menschen als unwürdig erachtete. Dieser einmalige Ungehorsam, der aber das Prestige des Königs betraf, kostete ihn nun nachträglich die Freiheit und bald darauf das Leben.

Es ging Alexander in all diesen blutigen Fällen nicht wirklich um Schuld oder Unschuld, sondern um die Durchsetzung einer blinden Ergebenheit

seiner Gefährten und Untertanen, es ging ihm um die Erhaltung, Mehrung und wirksame Demonstration seiner Macht. Nähe zum Herrscher, Freundschaft und Verdienste waren kein Schutzschirm. Im Gegenteil, gerade sie konnten Auslöser für Bestrafungen sein. Um den wahren Kern seiner blutigen Taten zu vertuschen, waren bei Alexander auch Schauspieleinlagen wie geheuchelte Reue, Jammern, Zwiesprache mit den Göttern, Buhlen um die Sympathie der Soldaten und ähnliche Szenen immer gut.

## Undank

(Demetrios Poliorketes 336 – 283 v. Chr.)

*Demetrios Poliorketes (der „Städtebelagerer“), später gemeinsam mit seinem Vater Antigonos I. König von Makedonien, konnte die Herrschaft über Athen erringen. Seiner Macht gemäß verlangte er, in die Mysterien von Eleusis, in der Nähe von Athen gelegen, eingeweiht zu werden. Diese Mysterien gehörten zum Staatskult der Athener, sie waren dem Mysteriengott Jakchos (d. h. dem Dionysios) geweiht. Nach dem traditionellen Gesetz durften die kleinen Weihen nur im Monat Anthesterion (Februar) und die großen Weihen im Monat Boedromion (Oktober) vollzogen werden. Demetrios wollte aber nicht zu diesen Terminen in der Stadt und dachte nicht daran, so lange zu warten.*

*Mit vorauseilendem Gehorsam bewog der einflussreiche Orator Stratokles, vorher eigentlich ein erklärter Makedonenfeind, die Stadt dazu, den Monat Munychion (April) des Jahres 303 v. Chr. zuerst in Anthesterion und dann in Boedromion umzubenennen, damit Demetrios möglichst schnell und außerhalb aller Regeln die Weihen empfangen konnte.*

Besonderen Dank ernteten die Athener damit nicht. Demetrios soll sich über diese und andere Schmeicheleien der Athener köstlich amüsiert haben. Und nicht nur das, er demütigte sie für ihre Unterwürfigkeit demonstrativ. So soll er zu seiner eigenen Belustigung mehrere Aphroditentempel wenig ehrenvoll von seiner Hetäre Camia hatte weihen lassen und das von der Stadt Athen gespendete Geld schenkte er ihr, damit sie sich davon Schminke kaufen konnte. Undank ist oft der Lohn für einen vorauseilenden Gehorsam.

## Größe

(Gaius Julius Caesar 100 – 44 v. Chr.)

*Gaius Julius Caesar war ein großer Feldherr und Machthaber. Auf Schautafeln, die er in seinen Triumphzügen in Rom mitführen ließ, bezifferte er selbst zu seinem eigenen Ruhme die in seinen äußeren Kriegen, also Eroberungskriegen, getöteten sogenannten Wehrfähigen (proeliis occisa) mit 1 192 000.*

Von Toten in der Zivilbevölkerung oder von den versklavten Männern, Frauen und Kindern oder den Verhungerten in den ausgeplünderten Ländern war nicht die Rede, das gehörte sich nicht in Triumphzügen, die ja den Ruhm des Feldherrn demonstrieren sollten und nicht das Elend der Opfer. Setzen wir einmal voraus, die Angaben über Verluste der Gegner waren wie üblich kräftig übertrieben – sei es zur Überhöhung der eigenen Leistung, sei es, weil zum Beispiel „getötete“ Gallier im Gegensatz zu verkauften in Rom nicht abgerechnet werden mussten – so wird auch die reale Zahl der Getöteten noch erheblich gewesen sein.

Sicher, im Krieg sind Opfer unvermeidlich, nicht nur beim Gegner. Das Makabre ist, dass bereits zu Zeiten Caesars die Zahl der getöteten Gegner als entscheidender Maßstab für die Größe des Triumphes und für die politische Größe des Machthabers angesehen wurde. Sie war geradezu der Gradmesser der „dignitas“ (Ehre, Würde, Ansehen etc.) eines römischen Feldherrn und Politikers. Wer bei diesem Massenmorden nicht wenigstens kräftig mitgemischt hatte, war für ein höheres Amt ungeeignet.

Dieser Maßstab für „Größe“ schlich sich wie ein Krebsgeschwür in die Geschichte ein, bis in die heutige Zeit. Die im Begriff der „Größe“ von Politikern und Militärs enthaltene Ambivalenz von Bewunderns- und Verabscheuungswertem gehört zu den unverdaulichsten Dingen in der

Beurteilung ihrer Leistungen. Alexander der Große, Friedrich der Große, Napoleon, Stalin etc. Hitler gehört wohl nicht einmal in diese Reihe, denn seine „Größe“ war nicht ambivalent. Er war nur der große Verbrecher.

## **Meister der Selbstinszenierung**

*(Gaius Julius Caesar)*

*Gaius Julius Caesar, der schon in seinem Amt als Ädil bei der Organisation festlicher Spiele große Erfahrungen für öffentliche Inszenierungen gesammelt hatte, nutzte diese erworbenen Fähigkeiten später perfekt zur Selbstinszenierung des eigenen Ruhms. Einen Höhepunkt aus dieser Sicht bildeten die Dankesfeste vom 20. September bis zum 1. Oktober 49 v. Chr. in Rom, bei denen er öffentlich seine Triumphe zelebrierte. Seine vorangegangenen Siege über Gallien, Ägypten, Pontos und Africa wurden an unterschiedlichen Tagen jeweils mit einem eigenen Festzug gewürdigt. Die Triumphzüge leiteten Senatoren und andere Würdenträger in ihren Festkleidern ein. Ihnen folgten Gruppen von Trompetern, die mit ihrem Lärm auch dem letzten Römer ankündigten, was dann folgte, nämlich ein Zug von Wagen und Tragbahren, auf denen unermessliche Schätze lagen, das Beutegut aus Palästen und Kultstätten, Ehrengeschenke, darunter 2 822 goldene Kränze und nicht weniger als 65 000 Talente bares Geld. Dem folgten die Elitetruppen des Imperators, mit ihnen Caesar, stehend auf einem von vier weißen Pferden gezogenen Prunkwagen. Der Triumphator trug das Purpurgewand der altrömischen Könige, in den Händen das Adlerzepter und einen Lorbeerzweig, auf der Stirn einen Lorbeerkranz. Ein Sklave hielt über ihn die schwere Goldkrone des Jupiters. Ihm direkt voraus gingen zweiundsiebzig Liktores (Amtsdiener), dazu kamen Flötenbläser und Zitherspieler. Männer mit großen Gefäßen verteilten wohlriechenden Weihrauch.*

*In jedem der Triumphzüge wurden Schilder mit Namen und Skizzen von Siegeschauplätzen getragen und nach dem jeweiligen Schauplatz waren die Requisiten variiert: für Gallien waren sie aus Süßholz, für Ägypten aus Schildpatt, für Africa aus Elfenbein. Beim ersten Triumphzug führte man auch in Ketten den Helden des Gallischen Aufstandes Vercingetorix mit,*

*der kurz nach dem Triumph hingerichtet wurde. Im ägyptischen Triumph wurde die junge ägyptische Prinzessin Arsinoe mitgeführt, wahrscheinlich um Kleopatra eine Freude zu bereiten, die im Sommer mit ihrem Bruder-gemahl und dem Jungen Kaisarion (dem angeblichen Sohn Caesars) nach Rom gekommen war.*

*Das Volk hatte also sensationell viel zu gaffen und hatte auch direkt etwas von den folgenden Festlichkeiten. An 22 000 Tischen versammelte man sich zum Festmahl, Caesar belohnte seine Soldaten reichlich mit Beute-geld. Schauspiele, Tänze und sportliche Wettkämpfe fanden in allen Stadtteilen statt; auf einem extra künstlich angelegten See wurde eine re-gelrechte Seeschlacht vorgeführt und in der Arena des Circus Maximus wurden fünftägige Tierhetzen veranstaltet, zu denen allein 400 wilde Lö-wen nach Rom geholt wurden. Die Römer und die auswärtigen Gäste wer-den auch ohne Alkohol geradezu besoffen gewesen sein von all diesen Herrlichkeiten.*

Diese nicht allumfassende Wiedergabe einer einzigen Festzugsserie dürfte wohl ausreichen um zu behaupten, dass Caesar geradezu zu dem Urvater für die römische Sitte von „Brot und Spielen“ wurde, mit denen das Volk benebelt wurde, um der jeweiligen Herrschaft zu huldigen und zu folgen. Hier ging es um Caesars persönlichen Ruhm und um die Fundierung seiner persönlichen Macht.

Dem diente auch seine Manie, Titel, Ehrungen und Anerkennungen zu sammeln, wobei er deren Verleihung meist selbst inszenierte. Eine Auf-zählung wäre zu umfangreich. Nur einige Beispiele seien aufgeführt: Er nahm für sich nicht nur den Titel Imperator an, sondern machte entgegen der Tradition den Titel zum Bestandteil seines Namens und nannte sich Imperator Julius Caesar. Noch vor seinem Tode erhielt er den Titel „Vater des Vaterlandes“ (parens/ pater/ patriae). Zahlreiche Statuen Caesars

erschienen auf öffentlichen Plätzen und in den Tempeln, eine elfenbeinerne Statue Caesars wurde im Tempel des höchsten Gottes Jupiter neben dem Standbild des Gottes selbst aufgestellt. So erhielt er bereits zu Lebzeiten göttliche Nähe, zumindest wurde damit die Exklusivität seiner Person ins Sakrale erhoben und die Legitimität seiner Herrschaft unterstrichen. Wie es Priester für die Götter Jupiter und Mars gab, so sollte Caesar auch „seinen“ Priester bekommen, in Gestalt des Antonius. Er ließ sich nicht nur eine Leibwache zuordnen, sondern führte auch den Schwur „Bei Caesars Tyche“ ein (Tyche = Göttin des Glücks). Der Selbstinszenierung dienten selbst Ablehnungen vorgeschlagener Ehrungen, zum Beispiel verweigerte er demonstrativ und öffentlich wirksam den von seinem Vertrauten Antonius mit der Überreichung eines Diadems vorgeschlagenen Königstitel, so stellte er seine „Bescheidenheit“ ins rechte Licht. Was für Laien waren im Vergleich dazu doch Honecker und sein ehrwürdiges Politbüro mit ihren organisierten Vorbeimärschen mit Winkelementen und blechernen Orden!



## **Gehorsamsverweigerung kann teuer werden**

(Friedrich I./Barbarossa 1122 – 1190)

Von Friedrich I. (Barbarossa) heißt es: Er liebte Kriege, aber nur, um dadurch Frieden zu gewinnen. Zuweilen gab es aber wohl auch andere Motive.

*Am 4. August 1157 brach der Kaiser mit einem Heer auf, um Boleslaw IV., der in Polen nach Thronstreitigkeiten die Herrschaft erobert hatte, zum Gehorsam zu zwingen. Nach einem alten Vertrag von 973 und einem erneuerten von 1146 war Polen lehnsrechtlich an das Kaiserreich gebunden. Dazu gehörten der schuldige Treueid und ein jährlicher Tribut von 500 Mark an die Staatskasse des Kaisers. Boleslaw dachte nicht daran, diesen Verpflichtungen nachzukommen. Angesichts der Übermacht Friedrichs musste er aber bald einlenken. Er warf sich zu Füßen des Kaisers und versprach, ihm 2 000 Mark Silber zu geben, dessen mitgezogenen Fürsten 1 000 Mark, der Kaiserin 20 Mark Gold und dem Hof zusätzlich 200 Mark Silber. Er schwor außerdem, an den bevorstehenden Feldzügen des Kaisers nach Italien teilzunehmen. Sobald der Kaiser wieder fern war, dachte Boleslaw nicht daran, seine Versprechungen einzuhalten.*

*Der Kaiser hatte aber ein gutes Gedächtnis. Nach der Rückkehr von seinem zweiten Italienfeldzug zwang er zuerst Boleslaw, den Söhnen seines Widersachers Wladislaw Schlesien zu überlassen. Da der Ärger mit Polens Treue aber nicht aufhörte, sah sich der Kaiser gezwungen, im Jahre 1172 zu einem erneuten Feldzug nach Polen aufzubrechen. Nun trieb er die nicht gezahlten Tribute der letzten 16 Jahre ein, insgesamt 8 000 Mark Silber.*

Die Preisfrage ist: Was war dem Kaiser wichtiger: die Einhaltung des Treueides oder das Geld? Wenn es das Geld war, dann sicher nur deshalb, weil die Kaiserin energisch ihre versprochenen 20 Mark Gold eingefordert hatte. Oder?

## Ein lernfähiger Analphabet

(Dschingis-Khan 1155 – 1227)

*Nachdem Dschingis-Khan die Mongolenstämme im Jahre 1206 zu einem von ihm geführten Reich vereinigt hatte, wandte er sich weiteren Eroberungen in Richtung China zu. Sein erstes Ziel wurde Hsi-Hsia, ein Staat der Tanguten, der nach chinesischem Muster aufgebaut und vom chinesischen Kaiserreich abhängig war. Hier wollte er sich eine Basis für ein weiteres Vordringen über die Große Mauer ins chinesische Kernland schaffen. Zuerst war der Feldzug für die schnelle Reiterarmee der Nomaden ein einziger Siegeszug. Bald stand sie aber einem bisher unbekanntem mächtigen Hindernis gegenüber, der Festung Wolohai. Dschingis-Khan begann eine Belagerung, musste aber bald einsehen, dass weder die Schnelligkeit seiner Pferde noch der verbissene Mut seiner bewährten Krieger hier etwas ausrichten konnten. Der Überlieferung nach griff er zu einer List. Er ließ dem Festungskommandanten mitteilen, er würde die Belagerung aufheben und abziehen, wenn der ihm tausend lebende Katzen und zehntausend Schwalben liefern würde. Der Kommandant sei zwar über diese Bedingung verwundert gewesen, ließ aber in einer Treibjagd die Katzen und Schwalben der Stadt fangen und an die Mongolen ausliefern, ohne allerdings aus Vorsicht die Stadttore zu öffnen. Dschingis-Khan befahl, allen Katzen und Schwalben Baumwolle an den Schwanz zu binden, diese anzuzünden und die Tiere freizulassen. Die verstörten Vögel suchten ihre Nester auf, die wildgewordenen Katzen rasten zu ihren Schlupfwinkeln, bald brannte die Stadt lichterloh. In dem allgemeinen Chaos führte der Generalangriff der Mongolen zum Erfolg. Trotzdem schickte Dschingis-Khan Parlamentäre in die Residenz des Reiches und erklärte sich bereit, gegen die Zusicherung einer jährlichen Tributzahlung Frieden zu schließen und sich aus Hsi-Hsia zurückzuziehen. Die Überfallenen waren froh*

*über den glimpflichen Ausgang, die mongolischen Kämpfer weniger, da ihre Hoffnungen auf ertragreiche Eroberungen und Raubzüge damit zerbrechen schienen.*

Ob sich diese Episode genau so zugetragen hat, das lässt sich schwerlich beweisen. Sicher ist nur, dass nach der ersten Konfrontation die starken Festungen im chinesischen Bereich für Dschingis-Khan zum großen Problem wurden. Erstaunlich ist, wie dieser Nomadenkrieger und Analphabet mit dem Problem fertig wurde. Nach der Rückkehr aus Hsi-Hsia ließ er alle wichtigen Offiziere und Stammesführer seines Reiches in sein Hauptquartier bestellen. Seinem Siegelbewahrer Tatatungo diktierte er folgende Anweisung: „Wer an seinem Standort bleibt, anstatt zu kommen, um meine Weisungen zu empfangen, dessen Schicksal wird sein wie das eines Steines, der ins Wasser fällt – er wird verschwinden.“ Dieser „freundlichen Aufforderung“ konnte sich keiner entziehen. Den Versammelten verkündete er ein Gesetz bezüglich militärischer Fortbildungskurse, die regelmäßig durchzuführen seien. Hier schuf ein Nomadenkrieger und Analphabet am Anfang des 13. Jahrhunderts so etwas wie eine Militärakademie für ein Offizierskorps, das dann seine Kenntnisse an die unteren Ränge weiterzugeben hatte. Der erste Kurs diente der Unterweisung in der Belagerungstechnik, lehrte den Gebrauch von Sturmleitern, Sandsäcken, die Herstellung von großen Schilden, hinter denen man sich den Festungen nähern konnte. Hierfür nutzte Dschingis-Khan auch ausländische Handwerker und Fachleute, ähnlich wie später bei allen Verwaltungsaufgaben. Jeder Stamm hatte Belagerungsmaterialien anzufertigen und die zurückgekehrten Offiziere übten mit ihren Kämpfern den Sturm von Festungen. Mit Erfolg. Im Jahre 1209 wurde das Reich der Tanguten unterworfen und in den folgenden Jahren fiel auch manche Festung der chinesischen Jindynastie unter dem Ansturm der Kämpfer Dschingis-Khans.

## Staatsräson und sexuelle Lust

(Philipp II. 1527 – 1598)

*Als Kaiser Karl V. im Jahre 1553 seine lang andauernde Reise ins Heilige Römische Reich antrat, setzte er seinen damals sechzehnjährigen Sohn, den späteren König Philipp II., in Spanien als Regenten ein. Um ihm sein Amt zu erleichtern, verfasste er für seinen Sohn zwei ausführliche Instruktionen. Größtenteils behandelten sie Fragen der Art und Weise des Regierens, berührten aber auch die Privatsphäre des jungen Herrschers. Der Kaiser gab Philipp II. den Rat, sich der sexuellen Lust nicht zu sehr hinzugeben, denn das sei gefährlich nicht nur für das Wachstum des Körpers, sondern auch für die Zeugung von Kindern. Ein Ausleben der Lust führe zur Mattigkeit und könne sogar das Leben verkürzen. Deshalb sollte der Sohn seinen Umgang mit seiner Ehefrau limitieren, ihr also jeweils nur kontrolliert kurze Zeit beiwohnen. Zugleich betonte der Vater jedoch auch die Wichtigkeit der ehelichen Treue, die er selbst jedoch auch nicht so genau eingehalten hatte.*

*Die privaten Ratschläge waren insofern angebracht, als Philipp noch im gleichen Jahr die portugiesische Prinzessin María Manuela heiraten sollte, die auch erst im unerfahrenen Alter von sechzehn Jahren war, als sie im November mit Philipp vor den Traualtar trat. María Manuela war übrigens die Tochter der jüngsten Schwester von Karl V. Nahe Verwandtschaft störte übrigens keinen Papst, bei honorigen Personen die Ehe durch seinen Dispens zu legalisieren. Enge verwandtschaftliche Nähe traf auch bei späteren Ehen Philipps zu und war in fast allen Monarchien jener Zeit üblich. Philipp war ein gehorsamer Sohn. Er beachtete nicht nur sein Leben lang die Ratschläge von Karl V. in Hinblick auf das Regieren, sondern auch hinsichtlich der Lust in der Ehe. Nach der Hochzeitsmesse „erkannte“ er kurz seine junge Frau und begab sich nach den Instruktionen*

*des Vaters danach sofort in sein eigenes Zimmer, um einige Stunden zu ruhen. María Manuela hatte er vor der Hochzeit nicht gekannt und sollte ihr wohl auch künftig nicht sehr nahekommen. Auf Anordnung von Karl V. hatten die Ehepartner in getrennten Betten zu schlafen und sahen sich am Tage nur bei offiziellen Anlässen. Die Höflinge hatten Anordnung, dafür zu sorgen, dass die beiden nur in streng kontrollierten Abständen sich in einem Bett trafen, denn die Aufgabe der Prinzessin war ja schließlich, für Nachwuchs zu sorgen. Das ging schwerlich nur durch Beten. María Manuela erfüllte ihre Pflicht, indem sie – streng abgeschirmt - im Juli 1545 ihren Sohn Don Carlos zur Welt brachte und selbst nach der schweren Geburt verstarb.*

Wie in monarchischen Kreisen in dieser Zeit üblich, war diese Ehe ausschließlich aus Gründen der Staatsräson ausgekungelt worden, Gefühle wie Zuneigung und Liebe hatten dabei keinen Platz. Karl der V. versprach sich von dieser Heirat Einfluss auf Portugal oder sogar dessen Einverleibung ins Reich, wozu es später auch kommen sollte. Philipp II. fand diese Art der Ehestiftung offensichtlich ganz in Ordnung, denn seine weiteren drei Ehen, auf die er schon selbst Einfluss hatte, standen alle unter dem Zeichen der Staatsräson.

Noch unter Karl V. und auf dessen Befehl hin heiratete Philipp Maria Tudor, eine Tochter des englischen Königs Heinrich VIII. und Cousine von Karl V., die nach dem Tod des fünfzehnjährigen Königs Edward VI. den englischen Thron bestiegen hatte. Philipp versprach sich von der Heirat einen eigenen Königsthron, Karl V. wollte England enger an das katholische Spanien binden, wovon er sich auch mehr Sicherheit hinsichtlich der Herrschaft über die Niederlande versprach. Die Rechnung ging nicht recht auf, da Philipp in England keinen wirklichen Anteil an der Königsmacht zugestanden wurde, die Königin ihm keinen Erben gebar und bald starb.

Auch die katholische Restauration unter Maria sollte nicht von Dauer sein. Mit 31 Jahren war Philipp also das zweite Mal Witwer.

Philipps dritte Ehefrau wurde die älteste Tochter des französischen Königs Heinrich II. von Frankreich und von Katharina von Medici. Hauptgrund dieser Ehe war nach ruinierenden Rivalitäten beider Länder die Stärkung des spanisch-französischen Friedens vom Jahre 1559. Zu diesem Zweck wurde die erst dreizehnjährige Elisabeth von Valois (Isabel de Valois) mit dem zweiunddreißigjährigen Philipp verheiratet, beide kannten sich natürlich vorher nicht. Erst musste Philipp warten, bis Elisabeth „mannbar“ wurde, dann wurde seine Hoffnung enttäuscht, durch sie einen fähigen männlichen Nachfolger zu erhalten (Don Carlos aus erster Ehe galt als regierungsunfähig). Obgleich die Verbindung mit Elisabeth wohl noch am ehesten als funktionierende Ehe bezeichnet werden kann, starb sie bereits 1568 (im selben Jahr wie Don Carlos) und Philipp sah sich noch Verleumdungen ausgesetzt, er habe Sohn und Ehefrau ermorden lassen.

Nach dem Tod Elisabeths stand Philipp ohne Frau und männlichen Erben da, seine beiden Töchter mit Elisabeth waren erst zwei beziehungsweise ein Jahr alt. Er heiratete nun seine leibliche Nichte Anna von Österreich in der erneuten Hoffnung auf einen männlichen Erben und zur Festigung der Verbindung zu den österreichischen Habsburgern.

Phillip war also geradezu das Musterexemplar eines Herrschers, der selbst sein privates Liebesleben voll der Staatsräson untergeordnet hat. Das bedeutet nun allerdings nicht, dass er wenigstens die vom Vater angemahnte Treue in der Ehe eingehalten hätte. Die Natur untergrub jede Staatsräson, auch bei einem so religiösen und harten Herrscher wie Phillip II. (Er war das Schwert des europäischen Katholizismus und Chef der Inquisition in Spanien!) Obgleich es ihm offensichtlich gelungen ist, seine außerehelichen Verhältnisse offiziell zu vertuschen, ist kaum

anzunehmen, dass alle Gerüchte darüber nur Verleumdungen waren. Etwas verwegen scheint wohl die Behauptung zu sein, dass Philipp (der Sechszehnjährige!) vor seiner Ehe mit María Manuela bereits in heimlicher, aber gesetzmäßiger Ehe mit einer gewissen Isabel Osorio verbunden gewesen sei, also eine Doppelehe eingegangen sei, wobei er mit seiner heimlichen Frau mehrere Kinder gezeugt haben soll. Schon glaubhafter ist, dass sich Philipp in der enthaltsamen Ehe mit María Manuela in nächtlichen Ausflügen bei den gefügigen Hofdamen seiner beiden Schwestern entschädigt haben soll. Sicher ist, dass er nach dem Tode seiner ersten Frau und auch später geheime Affären hatte. Die bekannteste war die mit Eufrosia de Guzmán. Als diese schwanger wurde, soll Philipp sie schnell mit dem Höfling Antonio de Leyva verheiratet haben. Auch mit Ana de Mendoza, Prinzessin von Eboli und Frau von Ruy Gómez de Silva wurden ihm Affären nachgesagt.

Moralische Empörung ist hier kaum angebracht, da in einem Zeitalter, in dem selbst die Ehe unter Staatsräson fiel, gar nichts anderes zu erwarten war und außereheliche Affären an den meisten Herrscherhöfen geradezu zur Norm gehörten. Was allerdings Philipp II. in ein moralisch trübes Licht rückt, war die Tatsache, dass er öffentlich nicht nur diese Affären, sondern auch jede mit ihnen verbundene Vaterschaft strikt leugnete. Er soll seine „Bastarde“ entweder nicht zur Kenntnis genommen, ins Kloster gesteckt oder mit fremden Vätern versehen haben. Er, der sich zum exponierten Verteidiger des Katholizismus emporschwang, war also alles andere als ein moralisch integrierender Christ. Da war sein Vater zumindest menschlicher, da der uneheliche Kinder durchaus anerkannt hatte.

## Kein Dummkopf

(Ludwig XIV. 1638 – 1715)

*Nicolas Fouquet war während der noch jungen Herrschaft von König Ludwig XIV. „ministre d'État“ (Staatsminister) und „surintendant des finances“ (Oberfinanzintendant) und hatte als faktischer Finanzminister dafür zu sorgen, dass die chronisch defizitäre Staatskasse über Steuern und außerordentliche Maßnahmen wie Anleihen, kurzfristige Kredite zu horrenden Zinsen und durch vielfältige undurchsichtige Transaktionen immer wieder gefüllt wurde. Zugleich floss von den Steuern ein Großteil in dunkle Kanäle der Korruption ab. So war es schon unter Ludwig XIII. und der Regierung seiner leitenden Minister Kardinal Richelieu und dann Kardinal Mazarin gewesen. Der Mitarbeiter und dann Nachfolger von Mazarin, Colbert, war an einer solideren Staatsfinanzierung interessiert. Möglicherweise war er es, der den jungen König Ludwig XIV. darauf aufmerksam machte, dass Fouquet offensichtlich Unsummen in seine privaten Taschen lenkte. Der König war angesichts seiner Geldknappheit gern geneigt, den Vorwurf für eine Tatsache zu halten, zumal die verschwenderische Lebensweise seines Ministers ihn von der Richtigkeit dieses Verdachtes überzeugte. Fouquet hatte zum Beispiel gerade die Insel Belle-Ile gekauft, die er zur Festung ausbauen ließ und für die er Truppen anwarb.*

*Ludwig beschloss (nach Colberts Aussage) Anfang Mai des Jahres 1661 Fouquet als Finanzminister zu stürzen und zu bestrafen. Dabei ging er listig wie ein Verschwörer vor. Er konnte den Minister nicht auf der Stelle beseitigen, da dann eine Finanzkrise oder sogar erneut ein Bürgerkrieg drohte, zumal die bürgerkriegsartigen Kämpfe der „Fronde“ noch nicht weit zurücklagen und Ludwigs Herrschaft noch instabil war. Mit feindlichen Reaktionen der Profiteure von Fouquets Machenschaften war zu rechnen. Also begann er, in Zusammenarbeit mit Colbert, unter Wahrung höchster*



Geheimhaltung, Fouquets Position zu untergraben und sich zugleich vor dem Ausbruch einer Finanzkrise abzusichern. Der König nahm Verbindung zum Herzog von Mazarin, dem Haupterben des steinreichen Kardinals Mazarin, auf. Dieser versprach, dem König zwei Millionen Livre zu leihen, wann immer er sie benötigte. Das konnte er schwerlich ablehnen, da er seinen Reichtum nur dem Umstand zu verdanken hatte, dass der König selbst das Erbe Mazarins ausgeschlagen hatte. So war also vorgebeugt, dass Fouquets Absetzung nicht zugleich eine Finanzkatastrophe werden konnte. Der König schwatzte nun dem Minister zielgerichtet das Amt des „procureur général“ (Oberster Staatsanwalt) ab, indem er ihm die Position eines Kanzlers in Aussicht stellte, beide Positionen waren unvereinbar. Dabei ging es darum, die Immunität Fouquets aufzuheben, die dieser in seinem Amt als Oberster Staatsanwalt genoss. Ludwig ließ durchblicken, dass Fouquet de facto Regierungschef werden könne. Der eitle Minister ließ sich hinters Licht führen, zumal er von seiner Unersetzlichkeit felsenfest überzeugt war. Ihn machte auch nicht stutzig, dass ihm der König Anfang August die Vollmacht entzog, die Zahlungsanweisungen des Schatzamtes zu unterzeichnen.

Noch am 19. August lud er König, Königin und den ganzen Hofstaat zu einer rauschenden Einweihungsfeier seines neu erbauten Schlosses in Vaux ein, das ein Vermögen gekostet hatte. Die Innenausstattung des Hauses und die Anlage der Gärten waren von einer Pracht und Eleganz, die nicht nur die Zeitgenossen entzückten, sondern noch heute die Bewunderung von Besuchern finden. Fouquet sonnte sich in seinem Ruhm, an der Bewunderung der Gäste über das Feuerwerk sowie für das riesige Festessen. Er wähnte sich bereits als mächtigster Mann in ganz Frankreich, zumal der König ihn oft gnädig empfing und mit ihm unbefangenen Wichtiges und Unwichtiges besprach. So auch am Morgen des 5. September 1661. Als Fouquet das Arbeitszimmer des Königs in Nantes

*verlassen hatte, wurde er von einer vorsorglich zusammengezogenen und verstärkten Wache überraschend verhaftet, ihm wurden alle Papiere abgenommen und all seine Unterlagen einer strengen Prüfung unterzogen. Ein königliches Sondergericht verurteilte den Finanzminister am 20. Dezember 1664 zu lebenslänglicher Verbannung. Der König hob dieses Urteil auf und verschärfte das Urteil auf lebenslängliche Haft.*

*Der König selbst schilderte seinen langen eingefädelten Coup in einem Brief an seine Mutter Anna von Österreich. Unter Bezug auf die langen Gesichter derer, die von Fouquets Geschäften bisher profitiert hatten, schrieb er: „... aber ich bin froh, dass sie nun verstehen, dass ich nicht der Dummkopf bin, für den sie mich gehalten haben.“*

Dass sich die Episode um Fouquet so oder so ähnlich zugetragen hat, daran besteht kein Zweifel. Inwieweit Fouquet wirklich der skrupellose Betrüger war, das wird manchmal infrage gestellt. Angeblich sei er bereits vor seiner Amtsübernahme vermögend gewesen (hätte also Diebstahl in großem Maße nicht nötig gehabt) und habe eben nur mit den herkömmlichen Instrumenten Finanzmittel für Hofhaltung und Kriegsführung der Krone beschafft. Er habe später die Finanzen und das Steuerwesen wieder sanieren wollen, wobei er die Bevölkerung möglichst zu schonen gedachte, sei aber aufgrund seiner Verhaftung nicht mehr dazu gekommen.

Das scheint wenig glaubhaft, wenn man weiß, dass zum Zeitpunkt der Verhaftung Fouquets bereits alle Einnahmen des laufenden Jahres ausgegeben waren, dazu mit Vorgriff auf Einnahmen des nächsten Jahres 1662 weitere 26 Millionen Livre und offene Rechnungen von 9,5 Millionen Livre auf Bezahlung warteten. Colbert gelang es in kurzer Zeit durch Bekämpfung der Quellen für Korruption, durch Druck auf die Profiteure, Gelder in den Staatshaushalt zurückzuführen, auch ohne Erhöhung der

Besteuerung für die Bevölkerung die Staatskasse zu sanieren. Bereits im Jahre 1664 waren die Finanzen Frankreich die wahrscheinlich gesündesten in Europa. Dass in der späteren Regierungszeit Ludwig XIV. die Kriegsausgaben und die unermessliche Hofhaltung die Staatskasse wieder ruiniert haben, kann kaum als Argument zur Verteidigung von Fouquet anerkannt werden.

Die Episode um Fouquet belegt aber zumindest, dass Ludwig XIV. tatsächlich kein Dummkopf war, der nur an Verschwendung und Ruhm interessiert war, aber ansonsten über keine besonderen Geistesgaben verfügte. Der Fall Fouquet zeigt, dass Ludwig XIV. nicht allein durch Anmaßung zum „Sonnenkönig“ geworden ist. Im Gegenteil, hier zeigt sich in seinem gerissenen und klugen Vorgehen – unabhängig davon, ob es mit Fouquet den Richtigen traf – die Einsicht des jungen Königs, dass er keineswegs allmächtig war. Er lenkte diese Affäre so, dass er die persönliche Kontrolle über den entscheidenden Finanzsektor in die Hand bekam. Es war der erste wichtige Schritt zur absoluten Herrschaft. Viele andere Schritte in anderen Bereichen folgten, bevor dieser König unwidersprochen ausrufen konnte: „L'État, c'est moi!“. Das Klischee des oberflächlichen, nur an Prunk, Frauen und Schönheit interessierten Sonnenkönigs hinkt sowieso. Für dieses Ziel, souveräner Herrscher zu werden, hat er auch hart gearbeitet. Neben der Hofhaltung arbeitete er bis ins Alter acht bis zehn Stunden oder auch mehr täglich am Schreibtisch, in Konferenzen, bei diplomatischer Betätigung etc. Der absolute Herrscher und „Verschwender“ war auch ein äußerst arbeitsamer Mensch, was man nicht ohne weiteres von anderen Monarchen seiner Zeit sagen könnte. Das muss uns diesen Herrscher nicht unbedingt sympathischer machen. Aber diese Tatsache warnt uns vielleicht davor, Klischees auf den Leim zu gehen und die Fähigkeiten von Herrschern zu unterschätzen oder klein zu reden.

## Die Legende vom Zar und Zimmermann

(Peter I./der Große 1672 – 1725)

Wer kennt nicht die Komische Oper „Zar und Zimmermann“ von Albert Lortzing mit ihrer wunderbaren Musik und der eindrucksvollen Situations- und Charakterkomik! So mancher kennt kaum mehr aus dem Leben Peters und verbindet den Ruhm dieses Zaren vor allem mit dieser rührseligen Geschichte. Kunst und Realität müssen aber nicht unbedingt zusammengehen. Die in der Oper auf der Schiffswerft im holländischen Saardam (Zaandam) angesiedelten Ereignisse verliefen etwas anders. Leider gab es auch den lustigen Bürgermeister Van Bett nicht. Die Episode des Aufenthaltes von Peter I. in Holland ist allgemein in folgender Version bekannt:

*Nachdem Zar Peter im Jahre 1696 die Festung Asow an der Mündung des Flusses Don den Türken abgenommen und Russland so den Zugang zum Schwarzen Meer erkämpft hatte, brach er Anfang März 1697 zu seiner berühmt gewordenen Reise nach Westeuropa auf, die später den Namen „Große Gesandtschaft“ erhielt. Sie dauerte bis zum Sommer 1698 und entwickelte sich zu einer europäischen Sensation. Ziele der Reise bestanden erstens darin, europäische Mächte für ein Zusammenwirken im Kampf gegen die Türken zu gewinnen und zweitens in Westeuropa Fachkräfte verschiedener Art anzuwerben und wichtige moderne (Militär-)Technik kennenzulernen, um diese möglichst nach Russland zu exportieren. Das erste Ziel konnte kaum erreicht werden, das zweite Ziel durchaus. Die Reise führte vor allem in die Niederlande, nach Dänemark, England und in das österreichische Kaiserreich. Zur „Großen Gesandtschaft“ gehörten mehr als 250 Personen. Sie wurde von drei Gesandten geführt: von Peters Freund, dem General und Admiral François Lefort, einem Schweizer in*

russischen Diensten, vom Diplomaten Fürst Fjodor Golowin und von Prokofij Wosnizyn. Um ihr Ansehen zu erhöhen, wurden alle drei zusätzlich zu Statthaltern wichtiger russischer Regionen ernannt. Zur Delegation gehörte ein breites Spektrum von Personen: vom Geistlichen, Arzt, Dolmetscher, Amtsschreiber, Soldaten für den Begleitschutz bis hin zum Bäcker, Pferdeknecht, Diener und zu vier Zwergen. Dazu kamen vor allem aber auch 35 „Volontäre“, das waren junge Adlige und „Freiwillige“, die zum Studium der Militärwissenschaften und des Seewesens abgeordnet waren. Unter ihnen waren einige von Peters Wegbegleitern aus der Zeit des Preobraschenskojer Regimentes, des gemeinsamen Schiffbaus in Russland und auch des Asow-Feldzuges. Die bekanntesten waren wohl Peters Jugendfreunde Andrei Matwejew, Boris Kurakin und Alexander Menschikow. Der Führer der zweiten Zehnerschaft dieser Volontäre war „Petr Michailow“, unter diesem Pseudonym reiste Zar Peter inkognito mit.

Peter war ein begeisterter Freund des Schiffbaus, hatte in Woronesh aus militärischen Gründen mit einem großen Schiffbauprojekt begonnen, wobei er selbst Hand mit anzulegen pflegte. Da er viel von der Kunst des Schiffbaus im niederländischen Saardam (Zaandam) gehört hatte, war er ungeduldig, denn er wollte eigenhändig dieses Handwerk erlernen. Als er nahe der deutsch-holländischen Grenze den Rhein erreichte, ließ er den größten Teil der langsamen Gesandtschaft zurück und segelte mit einem Schiff direkt nach Zaandam. Es ist überliefert, dass er auf dem Kanal vor Zaandam einen Mann in einem Ruderboot beim Aalstechen erblickte. Er erkannte in ihm Gerrit Kist, einen holländischen Schmied, mit dem er schon in Moskau zusammengearbeitet hatte. Hoherfreut begrüßte er den Angler. Als der den Zaren vorbeisegeln sah, soll Kist vor Überraschung fast ins Wasser gefallen sein. Der Zar fuhr ans Ufer, umarmte Kist und bat ihn, nicht zu verraten, wer er war. Kist vermittelte auch, dass er von einer Witwe ein kleines Holzhäuschen mieten konnte. Am frühen Morgen kaufte

*Peter in einem Laden Zimmermannswerkzeug und eilte in eine Werft, wo er unerkant sich als Handwerker verdingte. Nach der Arbeit soll er auch Eltern und Frauen von holländischen Schiffsbauern besucht haben, die noch in Russland waren und ihnen erzählt haben, dass er Seite an Seite mit ihren Lieben gearbeitet hätte. Sehr schnell wurde die Identität des Zaren bekannt. Woran das lag, mag verschiedene Ursachen gehabt haben. Bekannt ist, dass Peter auch später selbst sein Inkognito auf der Reise oft nicht gewahrt hat. Möglicherweise hat Peter nach einem Zwischenfall mit Steine werfenden Kindern sich dem Bürgermeister offenbart, der nicht schweigen konnte. Wohl weniger glaubhaft ist eine schön klingende Geschichte, nach der ein in Russland arbeitender Zaandamer Schiffbauer gerade seinem Vater geschrieben hatte, dass eine Gesandtschaft nach Holland unterwegs sei, in der sich der Zar inkognito befinde. Man erkenne Peter an seiner Größe, am gelegentlichen Zucken seines Kopfes und linken Armes und an einer kleinen Warze auf der rechten Wange. Als der Vater gerade für jedermann hörbar im Barbierladen den Brief vorgelesen habe, sei einer der Fremden genau mit diesen Kennzeichen in den Laden gekommen.*

*Sei es wie es sei, auf jeden Fall wusste jeder in Zaandam bereits am dritten Tag, wer da auf der Werft arbeitete. Peter konnte nun keinen Schritt mehr tun, ohne dass die Leute zusammenliefen und ihn anstarrten. Auch ein um die Werft errichteter Zaun half nichts, der wurde einfach niedergedrampelt. Unter solchen Bedingungen war ein Arbeiten auf der Werft unmöglich geworden. Peter, der eigentlich Monate in Zaandam bleiben wollte, musste bereits nach einer Woche von dort regelrecht nach Amsterdam entfliehen und kehrte nur noch zweimal zu ganz kurzen Besuchen dorthin zurück. Der Bürgermeister von Amsterdam, Nicholas Witsen, der auch einer der Direktoren der Ostindischen Kompanie war, vermittelte ihm die Möglichkeit, auf deren abgeschirmten Werft ungestört zu arbeiten und*

*zu leben. Um ihm und seinen Gefährten das Studium des Schiffbaus zu erleichtern, wurde extra eine ganz neue Fregatte auf Kiel gelegt. Die in kürzester Zeit wie im Modellkasten zusammengebaute Fregatte wurde auf den Namen „Die Apostel Peter und Paul“ getauft und Peter erhielt sie später zum Geschenk. Man erzählte sich, dass Peter jeden Tag bereits im Morgengrauen auf der Werft erschien und in seiner Freizeit gern vor seinem Haus auf einem Holzbalken saß und sich mit Schiffern und Schiffbauern unterhielt, von denen er als „Zimmermann Peter“ oder „Baas Peter“ (Meister Peter) angedredet wurde. Zar Peter arbeitete nach der Überlieferung vom 30. August 1697 bis zum 15. Januar 1698 mit großer Ausdauer und Wissbegierde auf der Werft und erhielt ein Zeugnis, das ihm die erworbenen Kenntnisse als Schiffbauer bescheinigte.*

Diese Episode in Zaandam und danach in Amsterdam ist zweifellos interessant, auch wenn vieles davon – nicht nur in der Oper von Lortzing – mehr Legende ist. Wahr ist, dass Zar Peter – wie auch in anderen Handwerksberufen – selbst im Schiffbau arbeitete, um das jeweilige Metier genau zu studieren. Wenn er denn längere Zeit direkt gearbeitet hat, dann nicht in Saardam (Zaandam), sondern in Amsterdam. Der oft vermittelte Eindruck, Peter habe vier Monate lang fleißig geschuftet und sei fast der Erbauer der Fregatte gewesen, ist reine Fantasie. Das erwähnte Schiff war auf der Werft bereits am 16. November fertig und vor den Augen der Gesandten zu Wasser gelassen. Peter hat an dem Schiff also nicht vier, sondern nur etwa zwei Monate mitgearbeitet. Dass er auf der Werft mit Ausdauer und ständig gearbeitet haben könnte und dabei eine regelrechte Lehre absolviert haben könnte, das ist lachhaft. Zugleich ist überliefert, welch intensives und breit gefächertes Besuchs- und Studienprogramm Peter in Holland zur gleichen Zeit absolviert hat. Trotz seiner unzweifelhaften Kraft und Energie war er kein Übermensch, der überall

gleichermaßen sein konnte. Dass er so etwas wie ein Zertifikat für seine Leistungen beim Schiffbau am Schluss überreicht bekommen hat, ist wohl wahr, denn Peter legte auf solche Fähigkeitsnachweise auch in anderen Bereichen viel Wert. Aber wer konnte schon einem Zaren eine solche Bitte verweigern, selbst wenn seine Leistung bescheiden gewesen wäre?

Dieses Zurückstutzen der Leistungen des Schiffbauers Peters auf ein reales Maß sollte aber nicht so aufgefasst werden, als verdiene Zar Peter in diesem Bereich nicht unsere Bewunderung. Wir müssen uns vor Augen halten, dass hier ein Herrscher am Ende des 17. Jahrhunderts der Akteur war. Zu dieser Zeit war es überall in der Welt undenkbar, dass ein Herrscher oder überhaupt ein hoher Adliger körperliche Arbeit verrichten könnte. Diese galt als schmutzig, sie wurde geringgeschätzt und war etwas für den Pöbel. Selbst lukrative Handelsgeschäfte waren bei Adligen ja noch verpönt. In besonderem Maße galt das für das rückständige Russland. Peters Verhalten war ein Tabu-Bruch, zu dem großer Mut gehörte. Er ging dieses Risiko bereits ein, als seine Macht in Russland noch keineswegs gefestigt war. Noch sägten so manche Gruppen der orthodoxen Geistlichkeit und der Bojaren an den Beinen seines Throns. Kurz vor der Abreise der „Großen Gesandtschaft“ sah er sich mit einem Strelitzenaufstand konfrontiert, den er niederschlagen musste.

Dass Zar Peter die Mühen der Arbeit am eigenen Leibe erfuhr und diese einschätzen konnte, das war ganz sicher auch ein wesentlicher Grund dafür, dass er oft erstaunlich volksverbunden auftrat und einfachen Menschen nicht selten deutlichere Achtung bezeugte als vielen Angehörigen des russischen Hochadels. Im Umgang mit Menschen aus den Unterschichten war er frei und offen und hielt sich selten an ein höfisches Protokoll. Ihm machte es nichts aus, mit einfachen Soldaten, Handwerkern und Bauern zu sprechen oder Wodka mit ihnen zu trinken. Normalerweise



bewegte er sich frei in seinem Volk, obgleich das wahrlich nicht ungefährlich für einen Herrscher war. Besondere Fähigkeiten und Leistungen von einfachen Menschen schätzte und belohnte er, nicht selten konnten sie in die politische und militärische Elite aufsteigen. Auf vordergründige Unterwerfung und Schmeicheleien legte er keinen Wert. Das stand dann oft in Kontrast zu seinen Grausamkeiten, wenn seine Herrschaft bedroht wurde. Aber auch da machte er eigentlich keinen Unterschied zwischen einfachen oder höhergestellten Untertanen.

Allein dieses Verhalten des Zaren ist es wert, ihn zu rühmen. Man bedenke, wie noch im 20. Jahrhundert selbst führende „Volksvertreter“ in „realsozialistischen“ Ländern, auch in der DDR, ihre angeblich volksverbundenen Besuche in Betrieben und Messen bis zur Lächerlichkeit inszenieren ließen. Auch die offiziellen Berührungen heutiger führender Politiker mit „ihrem“ Wahlvolk sind meist mehr lächerlich als natürlich. Haben sie wirklich noch eine Ahnung und Vorstellung vom wirklichen Leben und der Leistung ihrer Bürger und Wähler? Das ist sehr oft zu bezweifeln. Vielleicht sollten sie sich einmal mit dieser Seite von Zar Peter beschäftigen und weniger mit seinen heroischen oder auch grausamen militärischen Taten.

## **Die Tafelrunde. Oder: die Hassliebe**

(Friedrich II. /der Große 1712 - 17869

*Friedrich II. (der Große) war eigentlich Zeit seines Lebens ein einsamer, in sich gekehrter Mann. Es gab allerdings Ausnahmen. Seinem Jugendfreund Hans Hermann Katte war er wohl eng verbunden, denn dessen Hinrichtung, durch Friedrichs Fluchtversuch vor dem Vater verursacht, ging ihm sehr nahe, wurde wahrscheinlich sogar eine wesentliche Ursache seiner späteren Einsamkeit und Menschenverachtung. Eine weitere große Ausnahme bildeten zwei Versuche Friedrichs, zumindest geistige Geselligkeit zu finden, um seine stark ausgebildeten philosophischen, historischen und künstlerischen Interessen zu pflegen. Das war einmal der Kreis jüngerer Adliger um den Kronprinzen in seiner Rheinsberger Zeit und vor allem die „Tafelrunde“ des Königs in den fünfziger Jahren. Friedrich, der ansonsten wie bereits sein Vater Friedrich Wilhelm I. äußerst knausrig in Geldfragen war und keinen prunkvollen Hofstaat aushielt, sondern wie ein Abt unter Mönchen lebte und Frauen nur selten in seiner Umgebung duldete, suchte Glanz seines Hofes dadurch nach außen hin zu dokumentieren, dass er auf Schloss Sanssouci eine Tafelrunde „geistreicher“ und berühmter Leute um sich scharte, was ihm den Ruf des „Philosophen von Sanssouci“ einbrachte. Hier wurde in illustrierter Runde relativ freimütig über Themen der „Aufklärung“ diskutiert, der Friedrich zumindest geistig nahestand. Man sprach über Philosophie und Religion, Geschichte und Politik, Literatur, Naturwissenschaften, Staat und Gesellschaft. An keinem anderen Hof seiner Zeit gab es etwas Vergleichbares. Teilnehmer der „Tafelrunde“ waren unter anderem der Akademiepräsident Pierre-Louis Morau de Maupertius (1698 – 1759), der vielseitige italienische Schriftsteller Francesco Algarotti (1717 – 1764), Der französische Philosoph, Materialist und Arzt Julien Offray de Lamettrie (1709 – 1751) und*

*der Verfasser kulturkritischer Schriften Jean-Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens. Alle waren mit der philosophischen Strömung der Aufklärung verbunden. Bezeichnender Weise repräsentierten sie alle die französische Variante der Aufklärung, deutsche Vertreter der Aufklärung waren nicht vertreten, die ignorierte der besser Französisch als Deutsch sprechende und gebildete König.*

*Der Star der Runde – natürlich neben dem König – war jedoch François Marie Arouet, genannt Voltaire (1694–1778). Während die anderen Teilnehmer der Tafelrunde nicht unbedingt zur ersten Reihe der Aufklärer ihrer Zeit gehörten, war Voltaire bereits eine international anerkannte Persönlichkeit mit Autorität. Friedrich versuchte deshalb mit allen Mitteln, Voltaire an seinen Hof zu holen, wozu ein reger Briefwechsel genutzt wurde. Bereits kurz nach seiner Krönung veranlasste er Voltaire zu einem Treffen in Kleve. Für zwei Tage Aufenthalt in Kleve präsentierte der selbstbewusste und gerissene Voltaire eine Rechnung über 1 300 Taler. Der eigentlich überaus geizige Friedrich zahlte und meinte später: „Nie hat der Spaßmacher eines großen Herrn solche Löhnung bezogen.“ Aber erst nach dem Tode von Voltaires Geliebter, der Marquise du Châtelet, konnte Friedrich diesen mit viel Überredung an seinen Hof locken. Aber auch nur, nachdem Voltaire für die Reise Kosten von 4 000 Talern veranschlagt und einen Vorschuss von Friedrich erhalten hatte. Als der sechsundfünfzigjährige Voltaire am 10. Juli 1750 in Potsdam eintraf, wurde er zum Kammerherrn ernannt, ihm wurden Orden und Ehrungen in Aussicht gestellt, die Kosten seines Haushalts übernommen und er erhielt 5 000 Taler pro Jahr (bis zu seiner Abreise 1753). Voltaire erwies sich also sehr aufgeklärt über den Wert seiner Bedeutung und Friedrich ließ sich diesen Exoten an seinem Hofe entgegen seiner geizigen Natur viel kosten.*

*Beide kamen in den Jahren der Teilnahme von Voltaire an der Tafelrunde tatsächlich voll auf ihre Kosten. Ihr Zusammensein befriedigte nicht nur das Bedürfnis des gekrönten und des ungekrönten Königs der Tafelrunde nach Geselligkeit und Gedankenaustausch, sondern sie tobten dabei auch ihre beidseitigen Veranlagungen zur Bosheit, Spottsucht und zum Zynismus voll aus, sowohl gegeneinander als auch gegenüber den anderen Teilnehmern der Runde.*

*So ist es nicht verwunderlich, aber doch bemerkenswert, wie unterschiedlich die beiden Männer sich zu Beginn ihrer direkten Bekanntschaft und schließlich am Schluss beurteilten.*

*Friedrich schrieb nach den ersten Treffen mit Voltaire an den Geheimen Rat Jordan über diesen: „Er ist so beredt wie Cicero, so angenehm wie Plinius und so weise wie Agrippa; mit einem Wort: Er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Altertums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich und jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einer geistreichen Bemerkung ...“ An seine Schwester Wilhelmine schrieb er entzückt: „In unserem kleinen Kreis löscht das Licht des großen Dichters den schwachen Schein unserer Kerzen aus. Er allein besitzt Geist, und wir hören ihm mit Vergnügen zu.“*

*Voltaire seinerseits sparte auch nicht mit Schmeicheleien, sondern überbot Friedrich noch. Unter Bezug auf Friedrichs Werk „Geschichte des Hauses Brandenburg“ schrieb er an ihn: „Dieses in seiner Art einzigartige Werk im Verein mit den anderen, von Ihren Siegen ganz zu schweigen, macht Sie zum außergewöhnlichsten Menschen, der je gelebt hat. Sire, Sie sind anbetungswürdig. Ich will meine Tage Ihnen zu Füßen verbringen. Schmeicheln Sie mir nicht zu sehr. Wenn das die Könige von Dänemark, Portugal, Spanien usw. täten, würde es mir nichts bedeuten; sie sind*

*nur Könige. Aber Sie sind vielleicht der größte Mensch, der je auf einem Thron gesessen hat.“*

*Wenige Jahre später, nachdem sich beide näher kennengelernt hatten, klang alles sehr viel anders, was sie voneinander hielten. Friedrich schrieb dann an seine Schwester über Voltaire: „Er ist der schlimmste Schurke auf der Welt. Du wirst staunen, was er hier alles an fragwürdigen Machenschaften, Doppelzüngigkeit und Bosheit verübt hat. Viele Verbrecher, die aufs Rad geflochten werden, verdienen ihr Geschick weniger als er.“ Voltaire zahlte mit gleicher Münze zurück. Unter Bezug auf seine Erlebnisse am Hofe Friedrichs schrieb er an seine Nichte: „Ich werde mir zu meiner Belehrung ein kleines Wörterbuch für Könige zusammenstellen: ‚Mein Freund‘ heißt ‚mein Sklave‘. ‚Mein lieber Freund‘ heißt ‚Du bist mir mehr als gleichgültig‘. ‚Ich werde Sie glücklich machen‘ bedeutet, ‚Ich werde Sie dulden, solange ich Sie brauche‘. ‚Speisen Sie heute Abend mit mir‘ heißt: ‚Ich werde Sie heute Abend zum Besten halten‘.“*

*Voltaire veröffentlichte mehrere Pamphlete über Friedrich, unter anderem auch mit Zweideutigkeiten zu dessen angeblicher Neigung zu jungen Offizieren und schönen Pagen. Einige Exemplare einer der Spottschriften Voltaires, die den König verärgerten, da sie sich im Streit mit dem Akademiepräsidenten Maupertuis auch gegen den König richteten, ließ dieser sogar am Weihnachtsabend 1752 öffentlich an mehreren Straßenecken Berlins vom Henker verbrennen.*

*Das Verhältnis zwischen beiden spitzte sich so zu, dass Voltaire im Jahre 1753 fast fluchtartig das Land verlassen wollte. Friedrich ließ ihn unterwegs im preußischen Frankfurt am Main unter Hausarrest stellen und verbot seine Weiterreise, bevor er nicht die in seinem Besitz befindlichen Gedichte des Königs wieder herausgegeben hatte. Offensichtlich fürchtete Friedrich, dass Voltaire diese Gedichte, von deren Qualität Friedrich wohl*

*selbst nicht überzeugt war, im Ausland zum Gespött des Königs veröffentlichen könnte. Erst nach Wochen durfte Voltaire weiterreisen, wobei der König – wahrscheinlich in Erinnerung an Voltaires materielle Ader – dafür sorgte, dass dieser für Kost und Logis seiner Gefangenschaft 140 Taler pro Tag zahlen musste.*

*Interessant ist, dass beide nach einer Sendepause ihren Briefwechsel wieder relativ sachlich fortsetzten, was bei beiden gelegentliche Bosheiten natürlich nicht ausschloss. Er dauerte noch 24 Jahre lang bis zum Tode Voltaires im Jahre 1778. Friedrich hielt vor der preußischen Akademie sogar persönlich eine Gedächtnisrede, in der er Voltaires Leistungen hoch würdigte und verkündete, dieser wiege allein eine ganze Akademie auf und sein Ruhm werde von Zeitalter zu Zeitalter wachsen und sein Name werde unsterblich sein. Womit er Recht behielt.*

## Ein Bild des Jammers

(Friedrich II. /der Große)

*Friedrich der Große starb in der Nacht vom 16. zum 17. August 1786 nach zwei Uhr im fünfundsiebzigsten Lebensjahr nach 46 Jahren und dreieinhalb Monaten Regierungszeit. Er hatte das preußische Staatsterritorium durch Kriege und auf diplomatischen Wegen von rund 119 000 auf 195 000 Quadratkilometer und die Zahl der Bevölkerung Preußens trotz der gewaltigen Kriegsoffer von 2,24 auf 5,43 Millionen Einwohner vergrößert. Seine Erfolge verdankte er vor allem seiner militärischen Stärke, zur Zeit seines Todes dienten ca. 220 000 Soldaten in der Armee. Dieser Souverän, vor dem zahlreiche Gegner gezittert hatten, bot am Ende seines Lebens ein Bild des Jammers. Der Marquis de Bouillé, der den König vor seinem Tode noch einmal sah, schilderte ihn so: „Er war von kleinem Wuchs und ging gebückt an seinem Krückstock. (...) Er trug einen ziemlich abgenutzten blauen Rock, eine Weste aus gelbem Tuch, sehr weite und schmutzige Stiefel, die ihm bis über die Knie gingen. Ferner trug er eine ziemlich schlecht frisierte Perücke mit einem langen Zopf und einen einfachen Hut mit Federn, die vor Alter ganz grau geworden waren. So kleidete er sich das ganze Jahr außer bei großen Festlichkeiten und an seinem Hofe. Er gebrauchte viel Tabak, und Gesicht und Kleidung waren immer davon verschmiert.“*

*Man erzählte sich, dass der ehemals mächtige Friedrich bei seinem Tod keinen persönlichen Besitz hinterlassen habe, nicht einmal ein sauberes Hemd sei unter seinen Habseligkeiten zu finden gewesen, so dass man ihn im Hemd eines seiner Lakaien begraben musste. Nicht einmal sein letzter Wunsch, ihn im Garten von Sanssouci in der Nähe der Gräber seiner Hunde und seines Lieblingspferdes zu begraben, wurde erfüllt. Sein Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., widersetzte sich bedenkenlos*

*diesem letzten Willen eines ehemals Mächtigen, der nie Widerspruch geduldet hatte, und ließ den Sarg des Gestorbenen neben seinem Vater in der Garnisonskirche von Potsdam beisetzen.*

Obgleich es Berichte gibt, die davon sprechen, dass am Tage des Todes von Friedrich dem Großen in Berlin große Klage und Trauer geherrscht habe, fanden sich mehr Augenzeugen, die bezeugten, dass man in diesen Tagen kein Bedauern, kein Klagen oder Lob des verstorbenen Königs gehört hätte. Im Gegenteil, das Gefühl der Erleichterung, der Befreiung sei allgegenwärtig gewesen beim Tode dieses Mannes, auf den bei seinem Machtantritt große Hoffnungen gesetzt worden waren. Die persönliche Bedürfnislosigkeit des „Alten Fritz“, wie er im Volksmund genannt wurde, mag angesichts des Reichtums und der Verschwendungssucht an den anderen Herrscherhöfen jener Zeit sympathisch erscheinen, aber das Volk empfand das wohl anders. Es hatte sich unter diesem König für die angebliche Größe Preußens und ihres Königs ausgeblutet und selbst mehr als ein Menschenalter lang drastische Einschränkungen in ihren Lebensansprüchen erdulden müssen. Da blieb wohl kaum viel Raum für Sympathie gegenüber einem persönlich genügsamen Herrscher. So ist es kaum zufällig, dass unter dem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. die vorgeblichen preußischen Tugenden einem zunehmenden Sittenverfall am Hofe und in der Gesellschaft weichen mussten, die zur Demoralisierung und zur späteren eklatanten Niederlage Preußens in der Schlacht von Jena und Auerstedt nicht unwesentlich beitrugen. Letztlich zahlte sich die allein oder vorrangig militärisch errungene „Größe“ Friedrichs doch nicht aus.



## **Der Landwirt von Caprera**

(Giuseppe Garibaldi 1807 – 1828)

*Garibaldi war in seinem Leben vieles: Abenteurer, Seemann und Korsar, Revolutionär, Guerillakämpfer, Soldat, General des piemontesischen Heeres, Politiker, Diktator über das ehemalige Königreich beider Sizilien, Freischärler, Freimaurer, Dichter und Schriftsteller, Landwirt und vor allem italienischer Nationalheld. Er erlangte seinen Einfluss nicht so sehr durch Eroberung politischer Machtpositionen, sondern durch den Ruhm für seinen unermüdlichen Einsatz und seine Leistungen im Risorgimento, d. h. im Kampf für die nationale Unabhängigkeit und politische Einheit Italiens im 19. Jahrhundert. Als einer der bedeutendsten Führer der demokratisch-republikanischen Kräfte im Kampf für die Einigung Italiens erlebte er große Triumphe wie die Eroberung des gesamten Königreiches Neapel, fiel aber genauso oft in Ungnade und landete mehrmals mit seinen Anhängern im Gefängnis. Seine zeitweiligen Verbündeten aus dem liberal-konservativen Lager fürchteten Garibaldis ungeheure Popularität im Volk und setzten lieber auf eine monarchische Lösung unter Führung von Viktor Emanuel II., dem König von Sardinien und ab 1861 König von Italien. Nach und nach verdrängten sie Garibaldis Einfluss und seine Anhänger, er selbst zog sich schließlich endgültig ins Privatleben auf die vor der Nordost-Küste Sardiniens gelegene Insel Caprera zurück.*

*Garibaldi bezeichnete sich fortan als Landwirt. Nach der Erledigung diverser Schreibarbeiten (Briefwechsel, Gedichte, Romane etc.) in den frühen Morgenstunden begab er sich zur bäuerlichen Arbeit. Er baute auf der kargen Insel Wein und Oliven an und hielt Schafe und Rinder. Seinen Eseln gab er so anzügliche Namen wie „Pius IX.“, „Napoleon III.“ und „unbefleckte Empfängnis“. Einem seiner Tagelöhner schenkte er seine piemontesische Generalsuniform, in der dieser künftig seine Feldarbeit*

*verrichtete. Damit verarbeitete er wohl seine innere Verbitterung über demütige Behandlungen, die er erfahren hatte. Ansonsten lebte er zufrieden wie ein Patriarch und scharte seinen sich vergrößernden Familienclan um sich. Mit einer Haushälterin und einem Kindermädchen zeugte er weitere vier Kinder zu den bereits vorhandenen. Die Großfamilie lebte in einem ebenerdigen weißgekalkten Haus mit fünf Räumen, die schlicht eingerichtet waren. Sonst lebten auf der Insel nur noch Hirten und ein damals berühmter korsischer Brigant mit seiner Familie.*

*Allerdings war Garibaldi auch nach seinem Rückzug aus dem öffentlichen Leben nicht vergessen. Ständig gelangte ein Strom von Besuchern auf die Insel, die der alternde Held freundlich und aufgeschlossen aufnahm. Regierungsvertreter aus Italien, den USA und anderen Ländern, Abgeordnete unterschiedlicher demokratischer und sozialistischer Parteien und Organisationen, ehemalige Mitkämpfer, Künstler und Journalisten saßen mit der Familie zu Tisch, ebenso wie der Herzog und die Herzogin von Sutherland. Aus Platzmangel mussten viele Gäste auch draußen ein Zelt aufschlagen. Der Besucherandrang war zeitweilig so groß, dass auf der Nachbarinsel Maddalena ein Hotel öffnete, von dem aus jene, die keine Einladung hatten, mit dem Fernglas den Nationalhelden bei der körperlichen Arbeit beobachten konnten. Damen der Gesellschaft baten ihn brieflich und persönlich um Reliquien wie Haarlocken, worauf er gutmütig einging. So wurde Garibaldi schon zu Lebzeiten so etwas wie ein Museumsstück, was ihm aber wohl sogar gefiel. Am 2. Juni 1882 starb er an einer Bronchitis und wurde auf Caprera begraben.*

Garibaldi war ein überzeugter und verwegener Freiheitskämpfer mit Charisma, aber scheinbar war er kein besonders kluger Politiker. Als er den Besitzenden und den Nutznießern der Vereinigung Italiens zu mächtig geworden war, ließ er sich leicht von Politikern wie dem Premierminister

Camillo Benso Conte di Cavour und König Viktor Emanuel II. mit ein paar geheuchelten Ehrenbezeugungen austricksen und abschieben. Politisch blind glaubte er lange, den König in seinen Kämpfen an seiner Seite zu haben und legte ihm einfach die Macht in die Hände.

So kann man es sehen. Aber es kann auch anders gewesen sein. Vielleicht lag ihm gar nichts an persönlicher Macht und seine ungeheure Popularität und sein bleibender Ruhm erklären sich gerade daraus, dass er auf dem Gipfel seiner militärischen Triumphe demonstrativ auf alle Macht verzichtete und ganz bewusst das einfache Leben eines Bauern führte. Schon bei der Niederlegung seiner Diktatur in Neapel und auch später lehnte er jede Form einer Pension oder auch Geldgeschenke der Regierung ab. Von ihm ist die Bemerkung überliefert, diese Regierung solle „sich ihre Komplizen woanders suchen“. Es ist schon so ziemlich einmalig, dass eine öffentliche Persönlichkeit aus seiner politischen Tätigkeit keinerlei privaten Gewinn zog, es offensichtlich direkt verhinderte. Der Landwirt Garibaldi galt als arm, zumindest nicht als wohlhabend. Seine Bewunderer und Freunde unterstützten ihn. Die Offiziere eines amerikanischen Schiffes schenkten ihm Sitzmöbel für sein dürftig eingerichtetes Haus. Ein genuesischer Reeder stellte kostenlos seine Schiffe für den Transport des von Garibaldi erzeugten Inselweines zur Verfügung; ein englischer Lord schickte ihm einen Gärtner, der ihn in die Kunst der Baumpflege unterrichtete.

Wo findet man heute einen so bescheidenen und genügsamen Freiheitshelden und Politiker?

## Der Geburtshelfer

(Otto von Bismarck 1815 – 1898)

*Der deutsch-französische Krieg war noch nicht beendet, da schlug mitten im Herzen Frankreichs die Geburtsstunde des Deutschen Reiches. Am 18. Januar 1871 versammelten sich deutsche Fürsten im Spiegelsaal des Schlosses Versailles, um den preußischen König zum Kaiser zu krönen. Ludwig II. von Bayern hatte vorher die Initiative ergriffen, dem Preußenkönig im Namen der deutschen Fürsten und Monarchen die Kaiserkrone anzutragen. Hier, im prunkvollen Spiegelsaal, proklamierte der Großherzog von Baden vor einer erlauchten uniformierten Gesellschaft in einem kurzen Akt Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser. Der alte Herr, auf dem Gipfel seiner Macht, drehte die Runde zur Gratulationscour und drückte den Herren mit seiner erlauchten Hand die erlauchten Hände der anderen. Hacken knallten zusammen, kurze Glückwünsche und Dankesworte wurden gewechselt. Nur einen mied der frischgebackene Kaiser: seinen Kanzler Otto von Bismarck.*

Das Schicksal kann ja so ungerecht sein. Wenn jemand mehr als auch nur einen Händedruck verdient hätte, dann war es Bismarck. Ohne ihn hätte es diesen deutsch-französischen Krieg – zumindest zu diesem Zeitpunkt – gar nicht gegeben und damit auch nicht die Demütigung des Nachbarlandes durch die Krönung des Feindes im eigenen Machtzentrum. Bismarck war es, der in einem zähen diplomatischen Ringen nicht nur die norddeutschen, sondern auch die süddeutschen Fürsten dazu gebracht hatte, sich dem neuen deutschen Bund anzuschließen. Die öffentliche Geste des Bayern Ludwig II. verdeckte den wahren Sachverhalt. Die Bayern waren bis zuletzt die erbittertsten Gegner eines Reiches unter Preußens Führung. Schließlich wurde ihre Zustimmung von Bismarck erkaufte durch eine Reihe von reservierten Rechten für Bayern: Militärhoheit in

Friedenszeiten, eigene Post-, Telegrafen- und Eisenbahnverwaltung, eigene Bier- und Branntweinbesteuerung, bayrischer Vorsitz in einem zu bildenden Bundesausschuss für auswärtige Angelegenheiten etc. Niemand, auch nicht der auserkorene Kaiser, ahnte damals, dass der Brief mit dem Angebot an Wilhelm I. nicht von Ludwig von Bayern stammte, sondern wörtlich und unterschiftsreif von Bismarck selbst entworfen war. Der stets finanziell klamme Ludwig erhielt als Gegenleistung für seine Privatschatulle und für seine Schlösserbauten eine jährliche Zuwendung von einer Million Talern. Diese Bestechungsgelder stammten aus dem sogenannten Welfenfonds, dem beschlagnahmten Vermögen des Königshauses Hannover.

Die Missachtung des verdienstvollen Kanzlers durch den neuen Kaiser im Spiegelsaal hatte einen simplen Grund, nämlich die Eitelkeit Wilhelms I. Dieser hätte gern den Titel „Kaiser von Deutschland“ tragen wollen und nicht den Titel des „Deutschen Kaisers“. Der letztere schien ihm zu lumpig, er verglich ihn mit einem „Charaktermajor“, also einem Majorstitel, den ein Hauptmann bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst gnädig verliehen bekam. Dem Wunsch seines Herrn konnte Bismarck aber entsprechend seiner Absprache mit den Fürsten nicht folgen, daher die Verstimmung. Überhaupt war auch Bismarck genervt von den Forderungen und Sentimentalitäten des Kaisers und der Fürsten: „Diese Kaisergeburt war eine schwere, und Könige haben in solchen Zeiten ihre wunderlichen Gelüste, wie Frauen, bevor sie der Welt hergeben, was sie doch nicht behalten können. Ich hatte als Accoucheur (Geburtshelfer- G.P.) mehrmals das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, dass der ganze Bau in Trümmern gegangen wäre.“

Aber keine Bange, Bismarck sollte nicht lange unter der Verstimmung des Kaisers leiden. Am 21. März 1871 wurde Bismarck vom Kaiser mit einem

überschwänglichen Lobschreiben nicht nur zum Reichskanzler ernannt, sondern auch in den erblichen Fürstenstand erhoben. Drei Monate später erhielt Bismarck als Trostpreis und Belohnung den Sachsenwald im Herzogtum Lauenburg bei Hamburg als Geschenk. Das war die staatliche Domäne Friedrichsruh, die schon im Besitz von Karl dem Großen und von Heinrich dem Löwen gewesen war. Die 25 000 Morgen Wald und 2 000 Morgen Land, die Bismarck seinem inzwischen ohnehin schon großen Besitz hinzufügen konnte, machten den ehemals kleinen „Krautjunker“ zu einem der ganz großen Grundbesitzer im Land. Leistung muss sich schließlich lohnen.

## Ein Missverständnis

(Otto von Bismarck)

*Der Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck hielt am 6. Februar 1888 im Reichstag eine zweistündige Rede. In ihr verteidigte er eine Regierungsvorlage, welche die grundlegendste Reform der Wehrpflicht seit einem Vierteljahrhundert in die Wege leiten sollte. Gegen Ende seiner Rede fielen die berüchtigten Worte: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt...“ Das an diesem Tage voll besetzte Haus reagierte laut Protokoll mit einem „lebhaften Bravo“ und am Ende mit einem Beifallssturm. Der greise Generalstabschef Moltke – sonst nicht gerade ein Freund von Bismarck – ging auf ihn zu und schüttelte ihm demonstrativ die Hand. Auf seinem Weg zum Außenministerium wurde der Kanzler für seine Rede von einer drängelnden Menschenmenge mit Hurra stürmisch gefeiert. Das Außenministerium musste vor der begeisterten Menge die Gittertüren schließen. Offensichtlich hatte der „Eiserne Kanzler“ wieder einmal seinem Beinamen alle Ehre gemacht. Seine martialischen Worte sollten kriegslüsternden Militärs und einer nationalistisch aufgeputschten Menge noch lange dazu dienen, um die Kriegsbereitschaft anzuheizen, was ja schließlich auch den Ausbruch des 1. Weltkrieges ermöglichte.*

Wir wissen nicht, was Bismarck angesichts der begeisterten Reaktion auf seine Rede unterwegs gedacht hat. Mit Begeisterungstürmen war er in seiner politischen Laufbahn im Reichstag wahrlich nicht verwöhnt worden. Eher im Gegenteil, er wurde viel beschimpft und teilte selbst auch hart und bissig aus. Mag sein, dieses Bad in der Menge hat ihm irgendwie wohlgetan. Ziemlich sicher ist aber wohl auch, dass er zugleich innerlich verwirrt und verblüfft über die Reaktion gewesen sein muss. Denn die zweite Hälfte seines Ausspruches war im allgemeinen Jubel untergegangen.

Gesagt hatte er: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen lässt.“ Sicher, er hatte zuvor dem Offizierskorps und den 700 000 kriegserfahrenen Soldaten geschmeichelt und ihnen die beste Ausrüstung versprochen, aber der zweite Teil seines Ausspruches sollte gerade eine Mahnung sein, nicht denen zu folgen, die – wie auch der Generalstab und der Kronprinz – mit dem Gedanken eines leichtsinnigen Präventivkrieges spielten. Die Zeit der kurzen, begrenzten Kriege, die Bismarck selbst in der Vergangenheit zielgerichtet ausgelöst hatte, war längst vorbei. Der Realist Bismarck sah klarer als andere, dass sich die politische Großwetterlage verändert hatte, dass Deutschland mit einem Präventivkrieg gegen Russland in einen riskanten Zweifrontenkrieg zwischen Frankreich und Russland hineingerissen würde. Zumindest einen großen, europäischen Krieg wollte er vermeiden. Für Bismarck waren deshalb Friedensbewahrung und militärische Stärke eine Einheit. Mit militärischer Stärke wollte er abschrecken, um das in der Folge der Reichseinigung Errungene zu bewahren und zu festigen. Den Abenteurern wollte er mit seiner Rede im Grunde das Wasser abgraben. Dass das schließlich misslang, wurde einer der Hauptgründe für seinen erzwungenen Rücktritt knapp zwei Jahre nach dieser Rede vor dem Reichstag. Appelle zum Maßhalten und zur Friedensbereitschaft waren bei den deutschen Militärs sowie Berufs- und Bierstubenpolitikern leider weit weniger beliebt als solche kernigen Halbsätze wie der vom 6. Februar 1888. So wurde sogar eine vernünftige Absicht zur Waffe der Unvernunft.

Übrigens könnten heutige Präventivkrieger im Namen angeblicher Friedensbewahrung von Bismarck noch etwas lernen. Ob allerdings Bismarcks Herangehen in der Art „Frieden schaffen durch mehr Waffen“, durch überlegene militärische Stärke, ein Rezept für die Zukunft sein



konnte, ist angesichts der Entwicklung im folgenden Jahrhundert sehr zu bezweifeln.

## **Die steile Karriere eines Arbeiterführers** (Friedrich Ebert 1871 - 1925)

*Der bis dahin in der Öffentlichkeit weithin noch unbekannte Friedrich Ebert betrat wirklich erst in den Jahren 1912/1913, am Beginn seines fünften Lebensjahrzehnts, die nationale politische Bühne in Deutschland. 1912 wurde er zum ersten Mal für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) Reichstagsabgeordneter und sogleich in den siebenköpfigen Fraktionsvorstand gewählt. Im September 1913, nach dem Tode August Bebel, des langjährigen Führers der Partei, wurde er zunächst zusammen mit Hugo Haase als gleichberechtigter Partner Vorsitzender und ab 1914 alleiniger Vorsitzender der Partei.*

*Fünf Jahre später, am 11. Februar 1919, wählten ihn 277 der 379 Abgeordneten der neu gewählten Nationalversammlung zum Reichspräsidenten. Da die SPD nur 163 der Abgeordneten in der Nationalversammlung stellte, war offensichtlich, dass Ebert auch Stimmen aus dem bürgerlichen Lager erhalten hatte. In der von ihm berufenen Regierung, dem Reichsministerium, arbeiteten dann auch sieben Sozialdemokraten mit sieben Vertretern bürgerlicher Parteien zusammen.*

*In seiner Antrittsrede als Präsident bekannte Friedrich Ebert, dass er ein „Sohn des Arbeiterstandes“ sei, „aufgewachsen in der Gedankenwelt des Sozialismus“. Zugleich erklärte er: „Ich gelobe, dass ich die Verfassung der Deutschen Republik getreulich beachten und schützen werde. Ich will und werde als der Beauftragte des ganzen deutschen Volkes handeln, nicht als Vormann einer einzigen Partei.“ In diesem Sinne gab er als Präsident auch den Vorsitz der SPD auf.*

Wie erklärt sich diese rasante, steile Karriere innerhalb weniger Jahre vom national weitgehend unbekanntem Politiker zum höchsten Staatsamt in einem der größten Staaten Europas? Und wie ist in diesem Zusammenhang

zu erklären, dass nach einer langen Tradition von staatlichen Verfolgungen und Diskriminierungen der Sozialdemokratie in Deutschland der Führer einer Arbeiterpartei innerhalb von wenigen Jahren selbst von Vertretern bürgerlicher Parteien nicht nur respektiert, sondern auch gewählt wurde?

Um auf diese Fragen einigermaßen plausible Antworten zu finden, ist es erforderlich, sowohl die Persönlichkeit des Sozialdemokraten Ebert näher zu beleuchten als auch die gesellschaftlichen Umstände des Zeitraums zwischen dem Ausbruch und dem Ende des Ersten Weltkrieges sowie der unmittelbaren Nachkriegszeit. Aber selbst dann wird man nicht alle Facetten der Persönlichkeit Eberts und seines Wirkens erfassen. Die Extreme in seiner Beurteilung, die vom Vorwurf „Arbeiterverräter“ bis hin zum Lob „Retter Deutschlands vor dem Bolschewismus“ reichen, zeugen nicht allein vom politisch-ideologischen Standpunkt des jeweiligen Betrachters, sondern sind auch der Kompliziertheit und Komplexität sowohl seiner Persönlichkeit als ebenfalls der gesellschaftlichen Situation seiner Zeit geschuldet.

Friedrich Ebert kam nach örtlicher und regionaler politischer Tätigkeit für seine Partei im Jahre 1905 als Sekretär des Parteivorstandes in die Berliner Parteizentrale. Für Ideologie interessierte er sich kaum, aus den brillanten ideologischen Diskussionen dieser Zeit (z.B. zum politischen Massenstreik, zum Verhalten der Partei bei Ausbruch eines Krieges) hielt er sich weitgehend heraus. Mit unerschöpflicher Energie überwand er die noch seit der Bismarck'schen Sozialistenverfolgung bestehende konspirative Struktur der Partei und baute von der Zentrale aus eine nahezu perfekt funktionierende Parteimaschinerie auf. Während bis dahin die Partei weitgehend ehrenamtlich geleitet wurde, gab es in der SPD am Vorabend des Ersten Weltkrieges (1913/1914) bereits 51 hauptamtliche Sekretäre, 106

Wahlkrissekretäre, 437 Redakteure und weitere 448 hauptamtliche Mitarbeiter der Parteipresse. Damit leistete Ebert einen beachtlichen Teil zur organisatorischen Fundierung einer sich entwickelnden Massenpartei, zugleich baute er aber auch über diesen organisatorischen Mechanismus seinen persönlichen innerparteilichen Einfluss und den Einfluss eher reformistisch orientierter Kreise der Parteiführung aus. Ihm und seiner direkten Umgebung ging es vorrangig um formale juristische Gleichberechtigung der Arbeiter vor dem Gesetz, um den Ausbau der Sozialdemokratie zum unverzichtbaren Bestandteil der Hohenzollernmonarchie, um auf diesem Wege Reformen im Interesse der Arbeiterklasse zu befördern (z.B. die Wahlrechtsreform, Verbesserung der Sozialpolitik). Er war für eine „Politik der kleinen Schritte“, lehnte radikalere bzw. revolutionäre Vorstellungen ab und trat nicht als Ideologe, sondern eher als Pragmatiker in Erscheinung. Über den straffen Parteimechanismus übte Ebert in diesem Sinne zunehmend Einfluss auf den Funktionärskörper und auch auf beachtliche Teile der Mitgliedschaft im Lande aus.

Der Kriegsausbruch warf Probleme auf, denen sich auch der Organisator und neue Vorsitzende der Partei stellen musste. Für diesen Fall galt offiziell in der Sozialdemokratischen Partei noch die Festlegung der Antikriegstaktik vom Stuttgarter Kongress der II. Internationale aus dem Jahre 1907: „Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Herrschaft zu beschleunigen.“ Obgleich bei der Abstimmung über die Kriegskredite im Reichstag am 4. August 1914 Friedrich Ebert noch nicht dabei war (er befand sich kurzzeitig mit Parteiunterlagen in der Schweiz, da mit Maßnahmen gegen die Partei gerechnet wurde), war Friedrich Ebert von Anfang an der wahre Motor für die

Bewilligung aller Kriegskredite durch die Sozialdemokratie und trug ein hohes Maß an Verantwortung dafür, dass die größte Arbeiterpartei jener Zeit in einen wahren nationalistischen Kriegstaumel hineingerissen wurde, was zum Zusammenbruch der II. Internationale führte und den herrschenden monarchistischen und imperialistischen Kreisen in die Hände spielte. Natürlich war es „Verrat“ an der offiziellen Parteilinie, zu der Ebert vorher wenig Opposition gezeigt hatte. Wie aber die folgende Diskussion zwischen Friedrich Ebert und seinem damaligen gleichberechtigten Amtsinhaber Hugo Haase am 6. August 1914 belegt, entsprach seine Motivation durchaus seiner rein reformistischen Denkweise.

Haase: *„Du willst dem Deutschland der Hohenzollern und der preußischen Junker die Kredite bewilligen?“* Ebert: *„Nein, diesem Deutschland nicht. Aber dem Deutschland der schaffenden Arbeit, des sozialen und kulturellen Aufstiegs der Massen. Dieses gilt es zu retten.“* Haase: *„Wir, die ‚Roten der Menschen‘, die nicht wert sind, den Namen Deutsche zu tragen, wir, die ‚vaterlandslosen Gesellen‘ Wilhelms, die wir nicht einmal eines gerechten Wahlrechts in Preußen würdig sind – wir sollten ... nein!“* Ebert: *„Wir zeigen durch die Tat, dass wir nicht diese Menschen sind. Es handelt sich um das Wohl des ganzen Volkes. Wir dürfen das Vaterland, wenn es in Not ist, nicht verlassen. Es gilt, Kinder und Frauen zu schützen.“*

Mal abgesehen davon, dass Ebert mit seiner Haltung die rechtfertigende Propaganda aller kriegsführenden Seiten aufgriff und somit die am Krieg interessierten Kräfte begünstigte, offenbarten seine Worte auch die Furcht, dass eine Verweigerung der Arbeiterpartei zu deren Zerschlagung führen könnte, wodurch auf absehbare Zeit die kulturellen und sozialen Reforminteressen der Arbeiter keinen Spielraum mehr vorfinden würden. Aus seiner Sicht war das zwar ein nachvollziehbares Argument, objektiv und historisch aber eine verhängnisvolle Position, weil sie die sozialdemokratische Führung dahin führte, bis zum bitteren Ende die herrschenden

militaristischen und imperialistischen Kreise Deutschlands zu unterstützen. Fast länger als einige führende Militärs setzte Ebert zuerst auf einen „Siegfrieden“ und dann auf einen „ehrvollen Frieden“ und beförderte damit die Verlängerung des mörderischen Infernos. Er unterstützte noch vor der endgültigen Kriegsniederlage die kaiserliche Regierung mit frischem Blut sozialdemokratischer Staatssekretäre und Minister sowie bis zuletzt durch Billigung eines Regentschaftskonzeptes des Reichskanzlers Max von Baden die Monarchie, bis diese zusammenbrach. Einen Tag lang wurde Ebert selbst am 9. November 1918 sogar noch Reichskanzler im Rahmen der monarchischen Verfassung. Kritik an einer Beteiligung der Mehrheitssozialdemokratie (nach Abspaltung der Unabhängigen Sozialdemokraten) an der Regierungsverantwortung in der aussichtslosen Kriegssituation wies er schroff mit dem Argument zurück, der Zeitpunkt sei der letzte, „wenn man an einer Verhinderung der Katastrophe nach außen wie nach innen mitarbeiten wolle“. Er hoffte unter anderem, die Feinde Deutschlands würden einer sozialdemokratisch geführten Regierung im Falle der Niederlage günstigere Bedingungen zubilligen. Darin sollte er sich allerdings sehr täuschen. Dass die Militärkreise ihn und seine Partei benutzten, um die Volksmassen solange wie möglich ruhig zu halten, hat er bei seiner Intelligenz wohl durchaus begriffen, aber er hat es akzeptiert, um die SPD „mit im Spiel“ zu halten und auch um Repressalien zu umgehen.

Der weitgehend spontane, zumindest nicht von der SPD-Führung initiierte Aufschwung der Antikriegsbewegung und schließlich der Ausbruch der Revolution wurden dann zu einer gravierenden Zäsur im Leben Friedrich Eberts. Der Vorsitzende der deutschen Sozialdemokratie, der kurzfristige Reichskanzler und baldige Vorsitzende des Rates der Volksbeauftragten setzte sich nun radikal an die Spitze der Bewegung, die er nicht aufhalten konnte, nicht, um die Einlösung sozialer und politischer Forderungen der

Arbeiter einzuleiten, sondern mit dem eisernen Willen, die soziale Revolution abzuwürgen. Seine erste Botschaft an die Bevölkerung noch als Reichskanzler des fast gleichzeitig abtretenden Kaisers lautete: „Mitbürger! Ich bitte euch alle dringend: Verlasst die Straßen! Sorgt für Ruhe und Ordnung!“ Nun griff Friedrich Ebert zu allen nur denkbaren Mitteln zur Abwiegung der Revolution, die er selbst als Chaos, als Unglück für Deutschland beurteilte.

Zu diesen Mitteln gehörte jetzt die gezielte soziale Demagogie. Noch zwei Monate vor seiner Präsidentschaft mit Hilfe bürgerlicher Kreise hielt Friedrich Ebert als Führer des Rates der Volksbeauftragten am 16. Dezember 1918 die scheinbar kämpferische Rede eines sozialistischen Arbeiterführers. Unter dem Beifall der Teilnehmer des Kongresses erklärte er unter anderem: „Soldaten und Arbeiter der Deutschen Volksrepublik! Mit einem Ruck leidenschaftlicher Entschlossenheit habt ihr in den ersten Novembertagen zertrümmert, was im Laufe der Zeit morsch geworden war; habt ihr die Abhängigkeiten zerrissen, die man als gottgegeben ansah, und den deutschen Volksstaat vollkräftig ins Leben gesetzt. Die Könige sind auf und davon. Die Republik muss nach den Worten unseres großen französischen Genossen und Friedensfreundes Jaurès eine Nation von Königen sein. Alle alten Herrenrechte sind mit einem Schlage zerbrochen, das Recht des Volkes ist die Grundlage des deutschen Staats. Aber wir sind uns klar darüber, dass die Republik erst dann den Kern ihres Wesens erfüllt, wenn sie nicht nur die Herren, sondern auch die Ausbeuter beseitigt. Die tapferen Kämpfer der Revolution, welche die Fürsten von Thronen, das Junkertum und die Schwerindustrie aus der Herrschaft des Staates vertrieben haben, sollen die Republik der Freiheit erobern, die freie sozialistische Volksrepublik.“

Er suggerierte ganz gezielt die Überzeugung, die Sache der Revolution liege unter seiner Führung in den besten Händen, die Sozialisierung und

Demokratisierung im Interesse der Arbeiter und Volksmassen marschiere vorwärts.

Zwei Monate später, als er sein Ziel erreicht hatte, eine Räterepublik zu verhindern und die Volksmassen auf einen bürgerlich-parlamentarischen Weg zu lenken, nahm Ebert als Präsident ähnliche den Sozialismus feiernde Worte nicht mehr in den Mund, schon gar nicht initiierte er konkrete Schritte in diese Richtung. Nicht nur die soziale Demagogie war eine Waffe im Arsenal von Friedrich Ebert, sondern in erster Linie diente seine Politik einem anderen Ziel als in jener Rede vorgetäuscht. Unter seiner Präsidentschaft wurde bis zu seinem Tode im Jahre 1925 in keinem Betrieb eine Sozialisierungsmaßnahme durchgeführt, die diesen Namen auch nur verdient hätte. Die alte Ministerialbürokratie, die reaktionären Regierungspräsidenten und Landräte behielten nach einer kurzen Periode der Kontrolle durch Arbeiter- und Soldatenräte ihre beherrschenden Positionen. Das Offizierskorps und die Generalität konnten nicht nur weiterhin bis zur Auflösung der Feldtruppen die Befehlsgewalt ausüben, sondern wurden zu einem beträchtlichen Teil in die Aufstellung neuer bewaffneter Kräfte einbezogen.

Noch deutlicher gesagt: Die wohl verhängnisvollste Entscheidung Eberts in dieser Zeit war, dass er faktisch ein geheimes Bündnis mit der monarchistischen Generalität einging. Diese war trotz alter und bleibender Feindschaft gegenüber der Sozialdemokratie zu einem solchen „widernatürlichen“ Bündnis bereit, weil die eigenen Machtgrundlagen mit der Kriegsniederlage erschüttert waren und die Generalität sowie die mit ihr verbundenen politischen und wirtschaftlichen Kreise darauf setzten, dass allein die Mehrheitssozialdemokraten mit ihrem Einfluss im Volk in der Lage sein würden, eine Barriere gegen weitere Wellen der Revolution zu errichten. General Groener, der letzte Befehlshaber der Obersten Heeresleitung, brachte den Zweck dieser Verbindung nach dem Tode Eberts auf



den Punkt: „Der Zweck unseres Bündnisses, das wir am 10. November abends geschlossen hatten, war die restlose Bekämpfung der Revolution. (...) Wir haben gemeinsam von Anfang an die Revolution bekämpft und zwar nach meiner Initiative und mit meiner Zielsetzung und mit allen Mitteln, die ich zur Bekämpfung der Revolution für geeignet hielt.“ Unabhängig davon, ob der Termin stimmt und ob es sich hier wirklich um ein fest fixiertes Bündnis handelte, es existierte in der Praxis und wirkte fatal. Hier ist nicht der Ort, die blutige Spur dieses Bündnisses nachzuvollziehen, erwähnt seien nur die bewaffneten Angriffe auf die Volksmarinedivision, die Januarkämpfe 1919, die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, das Wüten der Freikorps sowie der Kapp-Putsch 1920.

Wenn Friedrich Ebert also in so kurzer Zeit es vom politisch relativ wenig profilierten Parteivorsitzenden bis zum Reichspräsidenten der Nachkriegsrepublik brachte, so war das wesentlich seinem Bündnis mit den Rechten und seiner konsequenten Frontstellung gegen die „extremistischen“ Linken während der Novemberrevolution und in der Nachkriegszeit zu verdanken. Extremistisch muss hier in Anführungsstrichen gesetzt werden, weil nicht nur so bezeichnete Anarchisten und Spartakisten, sondern auch viele Unabhängige Sozialdemokraten und selbst Mehrheitssozialisten Opfer dieser Politik wurden. Wenn ihn das bürgerliche politische Spektrum der Nachkriegszeit als Präsidenten geduldet hat und die heutige liberal-konservative Geschichtsschreibung ihm Anerkennung zollt, so gilt das nicht dem Führer einer sozialistischen Bewegung, sondern dem Politiker, der die Novemberrevolution erfolgreich abgewürgt und einen scharfen Trennungsstrich zum linken Flügel der Arbeiterbewegung gezogen hat.

Seine persönliche Tragik bestand darin, dass er mit seiner Politik nicht nur im linken Spektrum erbitterte Kritik und Feindschaft auslöste, sondern

auch im rechten politischen Spektrum in seinen letzten Lebensjahren keineswegs Dankbarkeit erfuhr, sondern im Zusammenhang mit der „Dolchstoßlegende“ zunehmend seine Partei und er persönlich als „Vaterlandsverräter“ oder „Novemberverbrecher“ diffamiert wurden. Deutliches Symbol für das Wiedererstarken reaktionärer Kräfte unter seiner Präsidentschaft wurde die Nachfolge des kaiserlichen Generalfeldmarschalls von Hindenburg als Reichspräsident.

Auch in der Lebensleistung Friedrich Eberts gibt es – wie bei den meisten profilierten Politikern – nicht nur die Farben Schwarz oder Weiß. Je nachdem, wie man sie im Detail auch wertet, können ihm Verdienste nicht abgesprochen werden. Er hatte beträchtlichen Anteil an der Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei zur deutschen Massenpartei, an einer einigermaßen geordneten Rückführung und Demobilisierung des Heeres nach dem Ersten Weltkrieg, an der Vermeidung eines allgemeinen Bürgerkrieges nach der Niederlage trotz (oder gerade wegen?) der (oft mit Blut verbundenen) Einbindung des Militärs in der Nachkriegsperiode, an der Sicherung eines (wenn auch begrenzten) Demokratiefortschritts durch die Weimarer Verfassung und sicher auch an der Erhaltung der Reichseinheit trotz beträchtlicher separatistischer Bestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg. Aber als Führer einer eigentlich sozialistischen Bewegung, selbst wenn man sie rein reformerisch bzw. reformistisch wie er begreift, hat er versagt. Im Hinblick auf die Sicherung und den Aufbau sozialer Errungenschaften, in Hinblick auf die Sicherung eines stabilen Fundamentes für tiefgreifende Demokratisierungsprozesse in parlamentarischer und sozialer Hinsicht und in Hinblick auf Zurückdrängung der militaristischen und antidemokratischen Kräfte hat er keinen erwähnenswerten Beitrag geleistet, wenn man schon nicht drastischer die Meinung vertritt, dass seine Politik gerade das verhindert hat.

Ob man ihm Letzteres zum Vorwurf machen muss, hängt wesentlich davon ab, inwieweit Friedrich Ebert einen Handlungsspielraum auch für solche Maßnahmen hatte. Wenn die Behauptung richtig wäre, dass er in jener Situation der Nachkriegszeit vor zwei einander ausschließenden Alternativen gestanden habe – bolschewistisch/kommunistische Revolution oder Bündnis der Sozialdemokratie mit den politischen Rechten – dann wird man sicher Verständnis für sein Handeln entwickeln. Aber gerade diese „Entweder–Oder–Konstruktion“ ist fragwürdig. Zu bedenken ist, dass die Kommunistische Partei erst in den Novemberereignissen geboren wurde und trotz ihrer von der russischen Revolution stimulierten Rhetorik noch gar nicht in der Lage war, der Revolution ihren Stempel aufzudrücken. Die 1918/1919 in Bewegung geratenen Massen standen in ihrer Mehrheit nach wie vor in der reformerischen Tradition. Auch die spätere Entwicklung der KPD im Fahrwasser des Stalinismus war zu dieser Zeit keineswegs entschieden bzw. abzusehen. Bei gutem Willen und mit einer zielgerichteten Politik gab es damals durchaus einen Spielraum für sozialreformerische und radikalere demokratische Maßnahmen. Es gab durchaus so etwas wie eine relative „Offenheit“ der Situation, die auch eine andere als die dann vollzogene Entwicklung hätte zur Folge haben können. Aber Friedrich Ebert sah gar nicht die Chancen für einen sozialen und radikalen demokratischen Neuanfang und hatte deshalb dafür auch keinerlei politische Konzeption. Er sah in den Wirren der Revolution einseitig ein Unglück für das Deutsche Reich und nicht die reale Chance für eine neue Politik seiner Partei im Interesse der Mehrheit des deutschen Volkes. Er bewegte sich ganz in der traditionellen gesellschaftlichen Ordnung und hatte subjektiv nicht die Absicht, diese ernsthaft in Frage zu stellen, auch nicht über Reformen. So wurde er in der Krisensituation zeitweilig sogar tragbar auch für sehr rechte Kräfte, zugleich wurde er aber

immer weniger Repräsentant der Hoffnungen und Bestrebungen der Arbeiterbewegung, deren Führer er einmal in Deutschland gewesen war.

## Zufall und List als Schrittmacher der Geschichte

(Mustafa Kemal Atatürk 1881 – 1938)

*Am 4. März 1919 rief der amtierende osmanische Großwesir Damad Ferid den Innenminister in einer wichtigen Angelegenheit zu sich. Die siegreichen Mächte der Entente hatten sich nach der Niederlage des osmanischen Reiches in Istanbul und in weiten Teilen des Reiches eingerichtet und waren dabei, es in ihre Einflussreiche zu zersplittern und aufzuteilen. Der letzte schwache Sultan war zum Spielball der Politik der Ausländer (vor allem Engländer, Franzosen, Italiener, Griechen) geworden. Während die osmanische Armee mit Duldung des Sultans weitgehend demobilisiert und zerschlagen worden war, kam es im Inneren des Landes zu bewaffneten Unruhen türkischer Guerillagruppen und Anhängern der „Verteidigung nationaler Rechte“ gegen griechische Ansprüche. Der Sultan und der Großwesir waren beunruhigt und wollten insbesondere im Auftrage des britischen Hochkommissars Calthorpe den Aufruhr möglichst schnell ersticken. Die rebellischen Soldaten und Partisanenverbände sollten gebändigt und entwaffnet werden. Zu diesem Zweck wurde eine starke Persönlichkeit gesucht. Der Innenminister nannte den Namen **Mustafa Kemal**. Dieser Offizier war zwar oft als unbequem aufgefallen, aber er hatte sich in der osmanischen Armee hochgedient und sich im August 1915 in der Dardanellen-Schlacht (auf der Halbinsel Gallipoli) mit seinem maßgeblichen Einsatz bei der Abwehr der Invasion von britischen, australischen und neuseeländischen Truppen den Ruf eines Helden erworben. Im Grunde hatte sein Einsatz sogar den Sturz des damaligen britischen Marineministers Winston Churchill zur Folge gehabt. Premierminister Lloyd George soll sich nach dem Debakel der Dardanellen-Invasion vor dem Parlament mit den Worten verteidigt haben: „Wie sollte ich wissen, dass unseren Armeen ein Soldat gegenüberstand, wie ihn die Geschichte*

*jedes Jahrhunderts nur einmal hervorbringt?“ Damit war Mustafa Kemal gemeint. Der energische Offizier war inzwischen zum General befördert und stand zufällig zur freien Verfügung, da er gerade kein festes Kommando hatte. Er galt als ein Gegner der Deutschen und der militanten Jungtürken des vormaligen Diktators Enver Pascha und als treuer Anhänger des Sultans. Insbesondere der Generalstabschef, ein Freund Kemals, unterstützte den Vorschlag und schlug dem Kriegsminister vor, Mustafa Kemal zum Armeeinspekteur der 9. Armee zu ernennen und ihn zu beauftragen, in seinem Inspektionsbezirk wieder für Ruhe und Ordnung zu sorgen. In speziellen streng bewachten Lagern sollten sämtliche Waffen gesammelt werden. Vor allem aber sollte er die in einigen Orten gebildeten Räte, die bewaffnete Freiwilligenabteilungen aufstellten und inoffiziell von noch intakten Armeeeinheiten unterstützt wurden, verbieten und schnell auflösen. Der Sultan stimmte der Wahl Kemals zu und schenkte ihm in einer letzten Audienz als Vertrauensbeweis sogar noch eine goldene Uhr.*

*Für seine Aufgaben brauchte Kemal Vollmachten, die der ihm wohlgesonnene Generalstabschef erweiterte und die der selbstbewusste Kemal wohl größtenteils auch persönlich dem stellvertretenden Generalstabschef aufs Papier diktierte. Der soll dabei blass geworden sein und konnte nur mit Mühe alle notwendigen Genehmigungen der Vorgesetzten einholen. Das Außergewöhnliche war, dass nun die Vollmacht Kemals enorm erweitert worden war. Er war jetzt faktisch zum Generalinspekteur von fast ganz Anatolien ernannt worden und konnte nicht mehr nur den Militär- und Zivilbehörden seiner Inspektionszone Anweisungen erteilen, sondern auch denen der benachbarten Zonen. Außerdem war er berechtigt, mit den Armeekorps und den Gouverneuren fast ganz Anatoliens und selbst mit den höchsten Autoritäten in Istanbul in direkten Kontakt zu treten.*

*Kemal begab sich zum Großen Generalstab und suchte sich seine Mitarbeiter selbst aus. Am Abend des 16. Mai 1919 bestieg der neue Armeeinspekteur mit seinem Stab von Offizieren den kleinen Dampfer „Bandirma“. Die Stimmung war gedämpft, denn wenige Stunden vorher hatten sie die Nachricht erhalten, dass griechische Truppen die zweitgrößte Stadt Izmir okkupiert hatten. Nach drei Tagen Fahrt entlang der Schwarzmeerküste legte der Dampfer im anatolischen Hafen von Samsun an und der Armeeinspekteur machte sich an die Arbeit.*

Erwähnt werden muss noch ein kleines Zwischenspiel. Einem britischen Offizier bei der Zollbehörde war aufgefallen, dass auf der Passagierliste des Dampfers allerhand Namen standen, die auch auf einer schwarzen Liste „unerwünschter“ und potenziell gefährlicher Personen standen und meldete das seinem Vorgesetzten. Der wiegelte diese Angelegenheit zuerst ab, aber als er auf der schwarzen Liste auch den Namen des Generalinspektors für das Unruhegebiet, Mustafa Kemal, entdeckte, schlug er im Hochkommissariat Alarm. Aber, wie Großwesir Ferit Pascha nach seiner Benachrichtigung durch den britischen Attaché feststellte: Alles sei ja in der richtigen Reihenfolge entschieden worden. „Wie auch immer, Exzellenz, Sie kommen zu spät. Der Vogel ist ausgeflogen.“

Der „Vogel“ erwies sich seit seiner Landung in Samsun tatsächlich als „seltsamer Vogel“. Ausgerüstet mit der Vollmacht des Sultans ging er energisch daran, genau das Gegenteil ins Werk zu setzen, was ihm durch den Auftrag des Sultans befohlen worden war. Er entwaffnete die Unruhestifter nicht, sondern bewaffnete sie und organisierte maßgeblich den Widerstand sowohl militärischer als auch ziviler Kräfte gegen den Ausverkauf des Landes an Ausländer. Damit waren viele seiner türkischen Offizierskameraden und Mitbürger einverstanden und schlossen sich ihm an. Der osmanische General wurde selbst zum Rebellen. Hätte Mustafa Kemal,

dem später der Ehrenname Atatürk verliehen wurde, aber bereits nach seiner Landung in Samsun verkündet, dass er nicht nur zur Rettung und Einheit des türkischen Kerngebietes und der türkischen Nation auf den Rest des osmanischen Reiches verzichten wolle, sondern dass er auch ein Gegenparlament und im Grunde eine Gegenregierung gegen diejenige in Istanbul bilden, den Sultan stürzen und schließlich eine Republik gründen wolle, wie er es später durchgesetzt hat, so hätte er wohl keinen Tag überlebt. Selbst im engeren Kreis seiner Offizierskameraden waren die Gläubigkeit und Bereitschaft zur Unterordnung unter das Sultanat/Kalifat noch fest verwurzelt. Auch später auf seinem selbst gewählten Weg musste Kemal so manche Opposition in den eigenen Reihen überwinden oder ausschalten und stand wiederholt am Rande eines völligen Scheiterns. So war es zum Beispiel, als ihm Istanbul seine Vollmacht entzog, ihn als Generalinspekteur absetzte und Kemals Verbündeten, General Karabekir, dem Kommandeur der einzig noch intakten 2. Armee, den Befehl erteilte, Kemal zu verhaften, da rettete ihn nur seine Überzeugungskraft und sein individueller Charme sowie die persönliche Treue des Generals. Hätte hier der General anders entschieden, wäre Kemals Laufbahn wohl abrupt beendet worden. Hätten seine Offiziere ihm nach seiner Ausstoßung aus der Armee durch den Sultan dem nunmehrigen Zivilisten dienstmäßig den Gehorsam verweigert, wäre er erledigt gewesen. Als er in einer scheinbar hoffnungslosen Lage angesichts der griechischen Invasion zum Oberbefehlshaber der aufgestellten Armee ernannt wurde, wobei die interne Opposition in der nationalistischen Bewegung damit auf sein Scheitern setzte, retteten ihn seine überragenden militärischen Fähigkeiten, mit denen er zur Überraschung der Welt den militärischen Umschwung herbeiführte.

Aber seine erstaunlichste Leistung bestand wohl darin, dass er es auf allen Etappen seines Weges mit Klugheit und auch List verstand, immer



wieder auch gegen starke Opposition in der nationalistischen Bewegung Mehrheiten für seine Ziele zu gewinnen. So trat er solange nicht offiziell als Gegner des Sultans auf, bis die Regierung des Sultans durch Parlamentsauflösung, durch Fetwa (alle am nationalen Widerstand Beteiligten wurden zu Ungläubigen erklärt und deren Tötung gefordert) und durch den völligen Ausverkauf des Landes an Ausländer (Vertrag von Sèvres, der nur noch eine abhängige Resttürkei anvisierte) sich in den Augen der Mehrheit der Bevölkerung restlos diskreditiert hatte. Erst dann sorgte er energisch für die Abschaffung des Sultanats. Er wies auch Versuche zurück, ihm selbst die Kalifenwürde anzutragen. Noch nach Vertreibung des Sultans hielt sich Kemal zurück, offen für eine „Republik“ zu plädieren. Erst als mit dem vollständigen militärischen Sieg im Oktober 1923 die Integrität des Staates gesichert war, als mit der Nationalversammlung und mit der Notwendigkeit einer neuen Regierungsbildung sich objektiv auch die Notwendigkeit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung stellte, erst da sprach er Klartext.

Am 29. Oktober 1923 erwartete das Parlament von ihm einen Vorschlag für eine neue Regierung. Was er vortrug, das war eine grundlegende Verfassungsänderung: „Die Regierungsform des türkischen Staates ist die Republik (...) Der Präsident der Türkischen Republik wird von einer Vollsitzung der Großen Nationalversammlung aus deren Mitgliedern und für die Dauer einer Legislaturperiode gewählt. (...) Der Präsident der Republik ist das Staatsoberhaupt.“ Erst jetzt waren die Teilnehmer der nationalistischen Bewegung soweit, das zu akzeptieren. Die große Mehrheit des Parlamentes stimmte dem Gesetz zu und wählte kurz darauf Mustafa Kemal zum ersten Präsidenten der Türkischen Republik.“

So bewundernswert die Energie, Zielstrebigkeit und Klugheit dieses Mannes auch war, so sehr er zweifellos damit für die Türkei Geschichte schrieb, sollten aber nicht auch Schattenseiten des Werdeganges

Atatürks und seines Staates unerwähnt bleiben. Die stark militärischen Akzente jener Politik prägen die moderne Türkei bis heute. Die sehr autoritäre und auf eine Person bezogene Politik, die die geschickte, aber auch brutale Ausschaltung von Gegnern einschloss (siehe: 1926 die Schauprozesse von Izmir und Ankara) beeinflussen Tendenzen des Personenkultes und autoritäre Züge des Staates. Und vor allem die rigide nationalistische Politik Atatürks belastet bis heute das Verhältnis zu Armeniern, Kurden und auch Griechen.